

Stimmen
aus
Maria=Thaach.

Katholische Blätter.

J a h r g a n g 1897.

Erstes Heft.

Ausgegeben am 1. Januar 1897.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagsbuchhandlung.
1897.

Zweigverfassungen in Wien, Straßburg, München
und St. Louis, Mo.

ESTICA

A-3341.

LII. 1.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Zweihundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

1897.

Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiundfünfzigsten Bandes.

	Seite
Zum dritten Centenarium des sel. Petrus Canisius. (D. Braunsberger S. J.)	1
Lohnvertrag und gerechter Lohn. (H. Peisch S. J.)	22. 128. 253. 373. 491
Die Literatur Alt-Japans. (A. Baumgartner S. J.)	31
Der Werth Afrikas. (J. Schwarz S. J.)	
I. Afrika als Productionsgebiet	43
II. Die Handelsfähigkeit Afrikas	267
III. Die Kolonisationsfähigkeit Afrikas	481
Fiolands größter Herrmeister. (D. Pfülf S. J.)	
I. Wolter von Plettenberg und der Russenkrieg	58
II. Wolter von Plettenberg als Friedensfürst	156
III. Wolter von Plettenberg und die Reformation	413
IV. Wolter von Plettenberg und die katholische Reaction	521
Selbstbiographie einer Lomechusa. (E. Wasmann S. J.)	69
Der Materialismus in Indien. (J. Dahlmann S. J.)	117. 278
Das Grab der Gottesmutter. (L. Fonck S. J.)	143
Zur Choralkunde. (Th. Schmid S. J.)	175. 289
Des hl. Ambrosius Lied vom Morgenroth. (G. M. Dreves S. J.)	241
Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltssystem. (Adolf Müller S. J.)	361
Maria Novella in Florenz. (M. Meschler S. J.)	389
Des Alclinja Leben, Begräbniß und Auferstehung. (C. Blume S. J.)	429
Die neueste Messung der Gravitationsconstante durch P. Karl Brann S. J. (L. Dressel S. J.)	508
Der Sänger der Kyrenaika. (G. M. Dreves S. J.)	545

M i s c e l l e n .

	Seite
Gefälschte Luther-Reliquien	109
Die Wahrheit über den Islam und das Ottomanische Reich	111
Wichtige Entdeckungen in Jerusalem	114
Vom französischen Protestantismus	234
Herr v. Below über die Duellfrage bei den heutigen und bei den alten Jesuiten	238
Eine schwedische Nationalfeier im „großen Nordwesten“ der Vereinigten Staaten	347
Entwicklungsgeschichte — Entwicklungsgedichte	354
Statistisches über den Selbstmord	357
Chinas Eintritt in den Weltverkehr	358
Das Sweating-System in England	471
Im Lande des Bachschisch einst und jetzt	474
Kloster- und Ordensleben bei den englischen Ritualisten	478
Die Russen in Palästina	594
Zum Briefe des Negus Menelik an Leo XIII.	596
Die Auswanderung aus dem einigen Italien 1876—1895	597

Verzeichniß der besprochenen Schriften.

	Seite		Seite
Allies, The See of St. Peter	462	Böle, Flavius Josephus über Christus und die Christen	228
— St. Peter, his Name and his Office	462	Braunsberger, Canisius-Wallfahrt	226
S. Alphonsus Mar. de Liguorio, s. Reuss.		Breviarium Romanum (Pustet). Edit. 8.	345
Annegarn-End-Hunskeus, Weltgeschichte. 7. Aufl.	467	Brück, Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. III. Bd. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. III.	84
Antoine, Cours d'Économie Sociale	325	Bumüller-Widmann, Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl.	590
v. Arnswaldt, Gedichte	344	Buschbell, Die Professiones fidei der Päpste	219
Aus fernen Landen, s. Guonder; Spillmann.		Calderon-Pasch, Ausgewählte Schauspiele. IV.—VII. Bändchen	102
Aus Fremde und Heimat, s. Kaffiepe; Classen.		Cathrein, Kirche und Volksschule	220
Bachem (Jul.), Bedingte Verurtheilung oder bedingte Begnadigung?	221	Classen, Marienblumen. (Aus Fremde und Heimat. II.)	470
Bahlmann, Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz	99	Cohen-Steitzmann, Psallite Domino	344
Baldus, Das Verhältniß Justus des Martyrers zu unsern synoptischen Evangelien	340	Dehene, Der heilige Lambertus Dichterblüthen. 6. Aufl.	230 592
Beck, Dantes Vita Nova	101	Diel (Joh. B.), Novellen. 3. u. 4. Aufl.	231
— Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen	101	Diertins, Historia exercitiorum spiritualium S. P. Ignatii de Loyola	224
Benshey-Schuppe, Die Waldheimat. (Bibliothek für junge Mädchen. I.)	593	Duffourd, s. d'Hericault.	
Benziger, Communion-Andenken und Katechetische Andenken	470	Eberle, Grundeigenthum und Bauerschaft. II. Theil	95
Betten, s. Finn.		— Grundzüge der Sociologie	339
Bezinger, Di mondo in mondo. Florilegio Dantesco	101	Ehrensberger, Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti	585
Bibliothek für junge Mädchen, s. Benshey-Schuppe; Jacoby; Rebeatis.		Ehrmann, Die Bulle „Unam Sanctam“ des Papstes Bonifacius VIII.	98
Bisler, Zeugnisse aus der Natur	591		
Börtsch, Das Kreuz am Wege	456		
v. Bolanden, Die Arche Noah	232		

	Seite		Seite
Ehres, Festschrift zum elfhundert-jährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom . . .	575	v. Hackelberg-Landau, Die anglicanischen Weihen und ihre neueste Apologie	461
End, f. Annegarn.		Hansen (Joh. Jak.), Die Betrachtungen über das Leben Christi vom hl. Bonaventura .	463
Engel, Ein Edelreis am Stammbaume der Habsburger in Sturmeszeit	230	Hansjakob, Die Salpeterer. 3. Aufl.	99
Ersche, Unsere liebe Frau im Stein	227	Harten, Aus Wildfangs Kinderjahren	105
Faßbender, Sammlung gemeinverständlicher Aufsätze als Stoff zu Vorträgen für die Landbevölkerung. I. Bd.	222	— Draußen in der Welt	105
Faulhaber, Die griechischen Apologeten der klassischen Väterzeit. I. Buch. Eusebius von Caesarea	228	Hattler, Canisius-Büchlein für die christliche Jugend	580
Fessler-Jungmann, Institutiones Patrologiae. 2. edit. .	204	Hauthaler, Cardinal Matthäus Lang und die religiös-soziale Bewegung seiner Zeit (1517 bis 1540). I. u. II. Theil	586
Fick, Die Alkoholfrage. 2. Aufl.	339	Hauviller, Ulrich von Cluny. (Kirchengeschichtl. Studien III. 3)	328
Finn-Betten, Percy Wynn .	231	Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kathol. Kirche	208
Fleuriot-Hoffmann (M.), Ein verzogenes Kind. 2. Aufl.	108	d'Héricault, Les amis des saints	469
St. François de Sales, Oeuvres. T. III—VIII.	563	— f. Rudemare.	
Freeze, Fabrikanten sorgen . .	466	d'Héricault-Duffourd, Fräulein Sub-Miocän	593
Führer, Eine wichtige Grabstätte der Katakombe von S. Giovanni bei Syrakus	225	Hertkens, Die Reliquien von den Sandalen Jesu Christi in Prüm	586
— Zur Grabchrift auf Deodata .	225	Hilgers, Kleines Ablaßbuch .	464
Gardair, Philosophie de Saint-Thomas. La Connaissance .	224	Hillmann, Gesetzbüchlein für christliche Eltern. 3. Aufl. . .	221
Gebet, Das, nach der heiligen Schrift und der monastischen Tradition. Von einem Mitgliede des Ordens des hl. Benediktus	463	Hoffmann (M.), f. Fleuriot.	
Ged, Gedichte	103	Huonder, Eine rote und eine weiße Rose. (Aus fernen Landen. XI.)	107
Gehet hin in alle Welt! 3. Aufl.	590	Huykens, f. Annegarn.	
Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst. Jahres-Ausgabe 1896	217	Illigenz, Geschichte der Lübeckischen Kirche	587
de Girard, Ketteler et la Question ouvrière	223	Invrea, L'Imposta progressiva	96
Göpfert, Moraltheologie. I. Bd.	336	Jacoby, Elisabeths Leiden und Freuden. (Bibliothek für junge Mädchen. III.)	593
Gröber, Die Bedeutung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für den Arbeiterstand	338	Jamar-Prim, Maria, die Mutter Jesu	464
Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft	354	Joham, f. Rodriguez.	
Ter Haar, In Litteras Encyclicas S. Congregationis Epp. et Reg. super sacra praedicatione datas jussu Leonis XIII. P. M. commentarius	335	Joder, Der konfessionelle Kirchhof nach den kirchlichen Regeln und den für Elsaß-Lothringen geltenden Civilgesetzen	582
		Jüngst, Reginald von Reinhardsbrenn	334
		Jungmann, f. Fessler.	

	Seite		Seite
Kassiepe, Unter den Basuto- Kaffern. (Aus Fremde und Hei- mat. I.)	470	v. Noit, Ueber Bibelfenntniß und Bibellefen in älterer und neuerer Zeit	219
Kaufmann, Die Jenseitshoff- nungen der Griechen und Römer	584	Nourrisson, Voltaire et le Voltairianisme	91
Kirstein, Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst	86	Ommerborn, Bibliothek für junge Mädchen. 3 Bändchen	593
Kleffner, Porphyrins, der Neu- platoniker und Christenfeind	229	Ottiger, Theologia fundamen- talis. T. I.	569
Kleyboldt, f. Rodriguez.		☉. (Antonius), Der selige Pe- trus Canisius, Deutschlands zweiter Apostel	580
Kranich, Die Ascetik in ihrer dogmatischen Grundlage bei Ba- silius dem Großen	227	Padovani, Commentarius in Epistolas ad Titum, Philemonem et Hebraeos	581
Kühlen, Neue religiöse Bilder	345	Pasch, f. Calderon.	
Kuhn (Kasp.), Die Zigeunerhütte am Rohrsee, oder: Die zwei Freunde. 2. Aufl.	233	Paulus, Ruthers Lebensende und der Eislebener Apotheker Johann Landau	100
Kuno, Thomas Münzer. Ein Drama	456	Pawlicki, Papst Honorius IV.	97
Laicus (Phil.), In blutigem Ringem	232	Pesch (Tilm.), Institutiones psychologicae. Pars I. Psycho- logiae naturalis liber prior	583
Lenartowicz = Woyda, Die Entzückung	103	Petz, Das katholische Kirchenjahr für Schule und Haus erklärt	582
Lieder, Zwei, zum sel. Petrus Ca- nisius	580	Pfülf, Cardinal von Weiffel	89
v. Lilien, Duell und Ehre	104	— Der selige P. Petrus Canisius in seinem tugendreichen Leben dargestellt	580
Lohmann, Ueber den Priesterstand	94	Philosophia Lacensis, f. Pesch (Tilm.).	
Ludolff, Das stille Schloß	233	Pichler, Der Antrag Raniß. (Sociale und politische Zeit- fragen. Heft 1.)	212
Martin, Leben des P. Petrus Johannes Beckx, Generals der Gesellschaft Jesu	588	Pierling, La Russie et le Saint- Siege. Etudes diplomatiques II.	589
Mayer, Der Orden der Barm- herzigen Schwestern vom hl. Vin- cenz von Paul in der Erzdiöcese Freiburg. 1846—1896	341	Plagge, Die gemischten Ehen im Lichte der Vernunft, des Glau- bens und der Erfahrung. 2. Aufl.	582
Mehler, Der selige Petrus Cani- sius, ein deutscher Glaubensheld	580	Poggel, Der zweite und dritte Brief des Apostels Johannes	200
Meyers, Guido Görres	342	v. Pongracz, f. Segur.	
Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahr- hundert bis zum Ausgang des Mittelalters. I. Bd.	573	Prim, f. Jamar.	
Miller, Monialium Ebstorfen- sium mappa mundi	226	v. Pütz, Die Tochter des Mar- quis	105
Missae pro Defunctis (Pustet). Edit. 3.	345	— Von der Pike auf	108
Mougel, Denys le Chartreux	342	Nebeatis, Gut verzinst. — Der Berggeist. — Onkel Ednard. (Biblioth. f. junge Mädchen. II.)	593
Müller-Simonis, Vom Kau- kasus zum persischen Meerbusen	454	Reuss, Carmina sacra S ^{ti} Al- phonsi Mariae de Ligorio la- tine versa	577
Münchgesang, Die Pyramide von Gizeh	107		
— Der ägyptische Königssohn	107		

	Seite		Seite
Rigault, Le Procès de Guichard, Evêque de Troyes (1308—1313)	588	Tournier, Clovis et la France au Baptistère de Reims . . .	467
Rodriguez = Soham, Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend. 4. Aufl. . . .	95	Urráburu, Institutiones philosophicae. Vol. V. Psychologiae pars 2 ^a	465
Rodriguez = Reyboldt, Uebung d. christl. Vollkommenheit. 5. Aufl.	95	Vacant, Études théologiques sur les Constitutions du Concile du Vatican. La Constitution Dei Filii. T. I. et II. . . .	446
Roeren, Das Gesetz zur Bekämpfung des unlautern Wettbewerbes. (Sociale und politische Zeitfragen. Heft 2.)	212	Valois, La France et le Grand Schisme d'Occident	448
Romana, Goldkörner. Gesammelt auf der Lebensreise. 2. Aufl. .	592	Vergißmeinnicht. Eine reichhaltige Sammlung von ausgewählten Album- und Stammbuchversen	343
Rudemare, Journal d'un prêtre Parisien. Avec préface et notes de Ch. d'Héricault	468	Vollmöller, Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes	96
Sabetti, Compendium Theologiae moralis. Edit. 13. . . .	461	de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom	340
Sasse, Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae. Vol. I.	444	Wagner, Einführung in die Gregorianischen Melodien	175. 289
Scheurer, Das Auferstehungs-Dogma in der vornicänischen Zeit	585	Walsh, The League Hymnal .	592
Seeböck, Sancti Paulus, der Heidenapostel	200	Wasmann, Zur neueren Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland	337
Ségur = v. Bongrätz, Die Herberge zum Schutzengel. 2. Aufl.	108	Weiskirchner, Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege. (Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft.)	583
Sermes, Frieden. Schauspiel in drei Akten	343	Weiß (Alb. Mar.), Sociale Frage und sociale Ordnung oder Handbuch der Gesellschaftslehre. 3. Aufl.	223
— Dorothea. Schauspiel in vier Akten	343	Widmann, s. Bumüller.	
Sickenberger, Ueber die sogenannte Quantität des Urtheils	97	Wiesner, Die Katechese und die Einwirkung auf das Gemüth .	220
Spillmann, Durch Asien. Erste Hälfte. 2. Aufl.	104	Willem's, Prüm und seine Heiligtümer	99
— Die koreanischen Brüder. (Aus fernen Landen. XII.)	107	— Wallfahrt nach Prüm	99
Stang, Pastoral Theology . . .	94	Wilmann, Geschichte des Idealismus. I. u. II. Bd.	317
Steigenberger, Ein Wort des Friedens für Protestanten und Katholiken. 2. Aufl.	581	Woycke, s. Denartowicz.	
— Wahrheit und Friede	581	Zardetti, Westlich! oder durch den fernen Westen Nord-Amerikas	332
Stelzmann, s. Cohen.		Zaubzer, Fünfundvierzig Betrachtungen über das „Hohe Lied“	337
Stöckl, Dr. Albert, Domkapitular und Hycealprofessor in Eichstätt. Eine Lebensskizze	230	Zeitfragen, Sociale und politische, s. Pächler; Roeren.	
Stoff, Kurzgefaßte theoretisch-praktische Grammatik der lateinischen Kirchensprache	469		
Studien, Kirchengeschichtliche, s. Haubiller.			
Tepe, Institutiones theologicae in usum scholarum. Vol. IV.	336		

Bum dritten Centenarium des sel. Petrus Canisius.

Mit dem 21. December 1897 werden volle drei Jahrhunderte verflossen sein, seitdem der sel. Petrus Canisius im Collegium der Gesellschaft Jesu zu Freiburg in der Schweiz aus dieser Welt geschieden ist. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, das Andenken dieses Mannes zu verwischen. Noch jüngst haben die Katholikenversammlungen von Dortmund, Salzburg, Eufsee zur glänzenden Feier seines Centenariums aufgefördert. Warum war Canisius von jeher den Katholiken so theuer? Sie selbst geben uns die Antwort auf diese Frage, indem sie ihn als „Apostel Deutschlands“ bezeichnen.

So nennt ihn Erzherzog Ferdinand Karl von Oesterreich in einem Schreiben, daß er am 23. März 1658 aus Innsbruck an Papst Alexander VII. richtet, „Apostel von Deutschland, soweit dieses noch den katholischen Glauben bewahrt hat“¹. Im Jahre 1659 schreibt Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern dem gleichen Papste, Canisius sei ein „Apostel von ganz Deutschland, besonders aber von Bayern“ gewesen². Schon etwas früher hatte der berühmte Löwener Gelehrte Grycius de Putte (Puteanus) versichert, Canisius werde nicht selten „Apostel von Deutschland“ genannt³. Ueber die Schweiz schrieb Claudius Anton Duding, Bischof von Lausanne, am 21. April 1732 aus Freiburg an Papst Clemens XII.: „Soweit sie katholisch ist, liebt sie Canisius als ihren Vater in Christus und verehrt ihn als Apostel.“⁴ Um dieselbe Zeit bezeugt ein deutscher Protestant, Canisius habe bei den Katholiken ein solches Ansehen erlangt, „daß man ihn für den zweiten Apostel Deutschlands hielte“⁵. Es ver-

¹ Aus einer Abschrift des Briefes, im Besitze unseres Ordens.

² *Beati Petri Canisii S. J. Epistulae et Acta I* (Friburgi Brisgoviae, 1896), xxii⁴.

³ *Genealogia Puteana*, p. 21.

⁴ *Canisii Epistulae I. c.*

⁵ *Bibliotheca universalis III* (Nürnberg 1739), 162.

steht sich von selbst, daß diese Bezeichnung noch häufiger geworden ist, nachdem Canisius von Pius IX. im Jahre 1864 war selig gesprochen worden. Die Kirche selbst heißt dieselbe gut; denn wie sie vom hl. Bonifatius im römischen Martyrologium erklärt: „Er verdiente, Apostel der Deutschen genannt zu werden“¹, so sagt sie von Canisius in den priesterlichen Tagzeiten: Man nannte ihn Apostel von Deutschland².

Warum aber wird Petrus Canisius ein Apostel von Deutschland genannt? Welche Ansprüche hat er auf diesen hohen Ehrennamen?

Einzig, in unerreichbarer Würde und Hoheit, stehen jene ersten Apostel vor uns, die Christus selbst erwählt und ausgesandt hat, vor allen Völkern zu bezeugen, was sie von seinem Lehren und Thun gehört und gesehen und sozusagen mit Händen getastet (1 Joh. 1, 1). Ihre Namen stehen nach des Sehers Wort (Offb. 21, 14) auf den Grundsteinen des himmlischen Jerusalems geschrieben. Ihr Apostolat lebt fort im Lehr-, Priester- und Hirtenamte der Kirche. Jeder Bischof ist gewissermaßen Apostel seines Sprengels, jede Predigt, jedes Opfer unserer Altäre ein Stück Apostolat. Daneben besteht nun die Thatsache, daß uns in der Geschichte der Kirche einige Männer begegnen, welche als eine besondere Auszeichnung den Apostelnamen tragen. Um nur einige zu nennen, wird im kirchlichen Stundengebete der hl. Patricius als „Apostel von Irland“, der hl. Peter Claver als „Apostel der Neger“ gefeiert; Gregor den Großen hat schon Beda der Ehrwürdige „Apostel von England“ genannt. Woher diese Erscheinung? Diese Männer sind jenen ersten „Zwölfboten“ in außerordentlichem Maße ähnlich gewesen: sie waren in besonderer Weise von Gott berufen, bei einem Volke oder Stamme das Licht des wahren Glaubens anzuzünden oder dasselbe, wenn es am Erlöschen war, neu anzufachen.

Deutschlands Apostel in dieser Worte vollster und schönster Bedeutung ist und bleibt der unvergleichliche Bonifatius. Aber auch in den traurigen Tagen der Glaubensspaltung gebracht es Deutschland nicht an einer stattlichen Anzahl von wahrhaft apostolischen Männern; sie haben Canisius die Wege bereitet oder mit ihm gearbeitet oder sind in seine Fußstapfen getreten. Mancher von ihnen hat er noch in seinem geistlichen „Testamente“ mit hohem Lobe gedacht. Ihre Verdienste zu würdigen und so manche andere wackere Streiter, welche die Hochschulen, die Dominikaner, die Franziskaner und andere Orden damals der deutschen Kirche gestellt, aus jahrhundertelanger Verborgenheit endlich ans Licht zu bringen, ist eine der lohnendsten Aufgaben, welche die katholische Geschichtsforschung der Gegenwart sich gesetzt hat.

¹ Martyrologium Romanum, 5. Iunii. Vgl. auch „Analecta Iuris Pontificii“ XIII (Paris 1874), 634.

² Breviarium Romanum, Officium B. Petri Canisii l. 5 (Officia propria pro aliquibus locis, 27. Aprilis).

Beantworten wir jetzt die vorhin gestellten Fragen. Wir beginnen mit des Seligen Berufung zum Apostolate. Canisius predigt, schreibt, verwaltet die heiligen Geheimnisse im Auftrage seiner Ordensobern, mit Guttheißung, ja vielfach auf dringenden Wunsch der Bischöfe, mit dem Segen des Papstes. Aber neben dieser ordentlichen Sendung zeigt sich bei ihm in gewissem Sinne auch eine außerordentliche, man möchte sagen: eine unmittelbar göttliche. Wir berufen uns für sie nicht etwa auf fromme Sagen, die in spätern Zeiten sein Grab umspinnen hätten; er selbst ist unser Gewährsmann.

Die ersten Reime dieser Sendung zeigen sich in mehreren merkwürdigen Vorhersagungen und innern Erleuchtungen, welche unserem Seligen in seiner frühen Jugend zu theil wurden; er hat sie später in einem Schreiben an einen Ordensgenossen, in seinen „Selbstbekenntnissen“ und in dem schon erwähnten geistlichen „Testamente“ verzeichnet, das er ungefähr ein Jahr vor seinem Tode verfaßte¹. Weit bedeutungsvoller ist ein Ereigniß des Jahres 1549, welches Canisius gleichfalls in den „Selbstbekenntnissen“ berichtet. Er weilte damals zu Rom und stand, 28 Jahre alt, im Begriffe, die feierlichen Ordensgelübde in die Hände des hl. Ignatius abzulegen; unmittelbar danach sollte er über die Alpen ziehen, um an der Hochschule von Ingolstadt für die Wiedererweckung des katholischen Glaubens und Lebens zu wirken. Wir hatten, schreibt er, am 2. September des Papstes Fuß geküßt und seinen Segen empfangen. „Indessen, während meine Ordensbrüder sich zum Besuche der Cardinäle entfernten, gefiel es Deiner unermesslichen Güte, o Heiliger Vater und ewiger Hohepriester, daß ich die Verwirklichung und Bestätigung jenes apostolischen Segens angelegentlich Deinen wunderthätigen Aposteln im Vatican anempfahl. Da empfand ich große Tröstung und die Gegenwart Deiner Gnade, wie sie mir auf solche Fürbitte hin gnädig angeboten wurde. Es ertheilten nämlich auch sie mir ihren Segen; sie bestätigten meine Sendung nach Deutschland, und es war mir, als ob sie mir als einem Apostel Deutschlands ihre Gewogenheit versicherten. Du weißt es, o Herr, wie sehr und wie oft Du mir an eben jenem Tage Deutschland anbefohlen hast, daß ich fortführe, für dasselbe besorgt zu sein, daß ich wie Vater [Peter] Faber ganz dafür einstände, für dasselbe zu leben und zu sterben

¹ J. Hanjen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542 bis 1582 (Bonn 1896) S. 12. *Canisii Epistolae* I, 11—12. 37—38.

beehrte und so mit dem Schutzgeiste Deutschlands zusammenwirkte. Du hast anf kurze Zeit meine unendlich große Unwürdigkeit verhüllt, als Du mir zeigtest, wie in Dir und durch Dich alles geschehe, was man gewöhnlich nicht einmal aussprechen kann, will man nicht einer Art von Vermessenheit verdächtigt werden; wie wenn einer etwa, was er in Demuth empfindet, schüchtern auszusprechen wagt: Du habest ihn zu einem Gefäß der Auserwählung bestimmt, den Namen Deines Gesalbten vor Könige und Völker zu tragen“¹ (vgl. Apg. 9, 15). Zwei Tage später, am Morgen des Tages, der für die Ablegung der Gelübde bestimmt war, kniete Canisius abermals in St. Peter vor dem Altare des heiligsten Sacramentes. „Da“, so spricht er zu Christus in den „Bekennnissen“, „lag meine Seele auf dem Boden, mißgestaltet, unrein, träge, behaftet mit vielen Lastern und bösen Leidenschaften. Dann enthüllte der heilige Engel, zum Throne Deiner göttlichen Majestät gewandt, und zählte auf meine Unwürdigkeit und Niedrigkeit nach ihrer Größe und Menge . . . Darauf thatest endlich Du in Deinem heiligsten Leibe Dein Herz mir sozusagen auf, so daß mir war, als sähe ich es vor mir; Du hießest mich aus diesem Borne trinken, ludest mich ein, Wasser meines Heiles aus Deinen Quellen zu schöpfen, mein Heiland! Mein sehnlichstes Verlangen war, daß Ströme von Glauben, Hoffnung, Liebe aus demselben in meine Seele sich ergießen möchten; ich dürstete nach Armut, Keuschheit und Gehorsam; ich verlangte von Dir ganz abgewaschen, bekleidet, geschmückt zu werden. Nachdem ich Dein heiligstes Herz zu berühren und meinen Durst an demselben zu löschen gewagt, versprachst Du mir ein Kleid aus drei Stücken, welche meine Seelenblöße bedecken könnten und zu dieser Gelübdeablegung am besten paßten: es waren Friede, Liebe, Beharrlichkeit. Mit diesem Gewande bekleidet, hatte ich das Vertrauen, daß mir nichts fehlen, sondern alles zu Deiner Verherrlichung reichen werde.“²

Als Canisius im Jahre 1549 aus Rom nach Deutschland heimkehrte, war ungefähr ein Menschenalter verflossen, seitdem Luther zum erstenmal die Fahne des Aufruhrs gegen die Kirche erhoben hatte. Seitdem war in einem großen Theile von Deutschland der Glaube, den einst Bonifatius gepredigt, geächtet, der Gottesdienst, den er gefeiert und ge-

¹ *Canisii Epistulae* I, 53—54. Flor. Rieß S. J., Der selige Petrus Canisius (Freiburg i. Br. 1865) S. 78.

² *Canisii Epistulae* I, 55—56. Petr. Python S. J., Vita R. P. Petri Canisii (Monachii 1710) p. 57—58. Rieß a. a. O. S. 79—80.

stiftet, als Götzendienst gebrandmarkt, das arme Volk aus dem Vaterhause der Kirche in Nacht und Nebel des Sectenwesens hinausgetrieben worden. Auch wo der katholische Glaube noch äußerlich die Herrschaft besaß, besonders in Bayern und Oesterreich, waren viele Geister durch die neuen Irrlehren verdüstert oder durch Zweifel verwirrt; die Klöster waren entvölkert, die Reihen der Geistlichkeit gelichtet und deren Ehre durch so manche ungebildete oder sittenlose Priester geschändet; das Volk lag an vielen Orten in roher Unwissenheit und thierischer Fleischeslust begraben. Von dem Christenthume, das einst so herrlich durch Deutschlands Gaue geleuchtet, waren vielfach nur noch schwache Funken, stellenweise fast nur der bloße Name geblieben. Wollte Canisius hier eine seiner Sendung entsprechende Thätigkeit entfalten, so mußte er vor allem sich daran erinnern, daß Christus zu seinen Aposteln gesprochen: „Gehet hin und lehret!“ (Matth. 28, 19); er mußte mit Petrus sagen: „Gott hat uns befohlen, dem Volke zu predigen“ (Apg. 10, 42), und mit Paulus: „Christus sandte mich, das Evangelium zu verkündigen“ (1 Kor. 1, 17).

Canisius war auch der Mann dazu. Schon als Knabe hatte er gerne den Prediger gespielt¹. Der Protestant Johann Christoph Harenberg² rühmt von ihm: „Er war der teutschen Sprache sehr mächtig und predigte vor den Grossen mit Beyfalle.“ So hatten auch schon des Canisius Zeitgenossen geurtheilt. Aus Prag schrieben am 16. Juli 1555 Dompropst Scribonius und zwei andere hochgestellte Männer an König Ferdinand I., des Canisius Predigt habe dem zahlreich versammelten Volke so wohlgefallen, daß sie bitten müßten, Canisius möge nach Prag zurückgeschickt werden, um im Predigen fortzufahren³. Seine Rednergabe wird im Jahre 1565 von dem katholischen Rechtsgelehrten Wilhelm Eysengrein⁴ und im folgenden Jahre von dem protestantischen Baseler Arzte Heinrich Pantaleo⁵ gepriesen. Canisius, so versichert im Jahre 1581 der Ingolstädter Dichter und Universitäts-Professor Johannes Engerd⁶, versteht in seinen Predigten Würde mit Anmuth zu paaren.

Zu Wien hatte unser Prediger im Jahre 1552 in der Dominikanerkirche und in einigen Frauenklöstern seines Amtes zu walten begonnen;

¹ *Canisii Epistulae* I, 52.

² Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten (Halle und Helmstädt 1760) S. 1044.

³ *Canisii Epistulae* I, 763.

⁴ *Catalogus testium veritatis* (Dilingae 1565) f. 208^b—209^a.

⁵ *Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae* III (Basileae 1566), 501.

⁶ *Almae Ingolstadiensis Academiae Tomus primus* (Ingolstadii 1581) f. 108^b—110^a.

aber bald erschien ein Abgesandter des Stadtrathes und lud ihn ein, in die zweitgrößte Kirche der Stadt, Maria am Gestade, überzusiedeln; nicht lange danach sehen wir ihn auf der Kanzel des Stephansdomes¹. Vor Ferdinand I. trat er am Pfingstmontage des Jahres 1553 zum erstenmal auf; der König war so befriedigt, daß er ihn sofort zum Hofprediger bestimmte². Nicht anders dachten über Canisius die deutschen Domkapitel. Hatte ihn im Jahre 1551 das Straßburger Kapitel als Prediger begehrt, so lud ihn fünf Jahre später das Regensburger Domkapitel zum Predigen ein mit der Bethuerung, durch die zwei Predigten, welche er kurz zuvor in Regensburg gehalten, habe er nicht nur die Katholiken, sondern auch deren Gegner zu höchster Bewunderung hingerissen³. Noch dringlicher und rühmender lautete das Schreiben vom 9. Mai 1559, in welchem ihn das Augsburger Kapitel vom Ordensgeneral Laynez für seine Domkanzel verlangte⁴.

Der erste deutsche Jesuit hat mit dem Predigtworte nicht gezeit. Für ein halbes Jahrhundert, vom Herbst des Jahres 1544 bis zum 5. August 1596, lassen sich Predigten von Canisius nachweisen. Seine Stimme erklang in den Domen von Wien (1554—1555), Prag (Juli 1555), Regensburg (15. und 16. August und 8. September 1556, Advent 1556, Januar bis März 1557), Worms (August, September, December 1557), Köln (1. November 1557), Straßburg (17. Januar 1558), Osnabrück (Weihnachten 1565), Würzburg (Fasten 1567 und 25. April 1568); im Dome von Augsburg war er vom Jahre 1559 bis zum Jahre 1566 förmlich als Domprediger angestellt. Außerdem kennt man Predigten, welche Canisius zu Lüttich (December 1546), Messina in Sicilien (1548 und 1549), Ingolstadt (December 1549 bis Februar 1552 und December 1555 bis Januar 1556), Zabern-Elsaß (Weihnachten 1557), Ellwangen (Sommer 1561 und Fasten 1568), Weißenhorn (um 1565), Nymwegen (Ende 1565), Loreto (13. Juni 1568), Innsbruck (1572), Schwab (um 1572), Landsberg (1578), Luzern (1584), Freiburg in der Schweiz (1581—1596) gehalten. Oft drängten sich diese Predigten in

¹ *Canisii Epistulae* I, 421^b. 730. 742—743. 745.

² *Io. Alph. de Polanco, Vita Ignatii Loiolae et rerum Societatis Jesu historia* III (Matriti 1895), 244—245. *Litterae quadrimestres* [Societatis Jesu] II (Matriti 1895), 376.

³ *Rieß a. a. O.* S. 184¹.

⁴ Bei *Franc. Sacchinus* S. J., *De vita et rebus gestis P. Petri Canisii* (Ingolstadii 1616) p. 163—165.

rascher Folge. So erschien Canisius zu Straubing vom 9. März bis ungefähr zum 19. April 1558 wöchentlich drei- bis viermal, zu Regensburg im Advent des Jahres 1556 jeden Sonn- und Feiertag und an drei Werktagen jeder Woche auf der Kanzel. Aus der Zeit seines Augsburger Wirkens hat sich die Nachricht erhalten, daß er in den Fastenzeiten der Jahre 1562 und 1563 siebenmal jede Woche das Wort Gottes verkündete¹.

Galten diese Vorträge dem gesamtten gläubigen Volke, so waren andere für einzelne Stände bestimmt. In Wien predigte Canisius nicht selten am selben Morgen in St. Stephan und in der königlichen Hofburg. Des Königs Sohn, Erzherzog Ferdinand, ließ als Statthalter Böhmens in der Fastenzeit des Jahres 1556 zu Prag unsern Seligen vor sich und seinem Hofe predigen; später, nachdem er die Regierung der oberösterreichischen Lande angetreten, hatte er ihn zu Innsbruck vier Jahre lang (1569 bis 1573) als Hofprediger in seinen Diensten. Zu Landshut mußte Canisius in den Jahren 1578 und 1579 am Hofe des Bayernherzogs Wilhelm die Fastenpredigten halten. Im September des Jahres 1579 treffen wir ihn predigend und die Sacramente spendend am Hofe des Grafen Albert von Fürstenberg. Er spricht zu der Geistlichkeit von Lüttich, zur Hochschule von Krakau, zu den Kölner Kartäusern, zu den Augustinerinnen, Franziskanerinnen, Dominikanerinnen verschiedener Klöster, der zahlreichen erbaulichen Ansprachen nicht zu gedenken, die er an seine Ordensbrüder gerichtet. Als ich in Ingolstadt alte Sprachen und Geschichte studirte, erzählt der berühmte Antwerpener Arzt und Alterthumskenner Samuel von Quickeberg², habe ich „oftmals den P. Canisius in höchst glänzendem Latein predigen hören“. Aehnliche lateinische Ansprachen vernahmen später aus des Canisius Munde die Schüler des Rymwegener Gymnasiums und die Studenten der Dreikronen-Burse zu Köln.

Mit den Predigten gingen bei dem rastlosen Manne die Christenlehren oder Katechismus-Erklärungen stets Hand in Hand. Den Kindern in der Schule Religionsunterricht ertheilen bildete seine Erholung während des großen Wormser Religionsgesprächs vom Jahre 1557. Als er von da nach Zabern zum Bischof von Straßburg gegangen war, ver-

¹ *Ern. Sal. Cyprianus*, *Tabularium Ecclesiae Romanae* (Francofurti et Lipsiae 1743) p. 222. 223. D. Braunsberger, *Entstehung . . . der Katechismen des seligen Petrus Canisius* (Freiburg i. Br. 1893) S. 4.

² *Apophthegmata biblica* (Coloniae 1571) ep. ded. f. A 2^b.

säumte er nicht, dort in der Schule den Katechismus vorzutragen. „Die Knaben“, schreibt er nach Rom, „liebten mich wie einen Vater; ich habe ihre Beichten gehört.“ Zu Augsburg mußte ihm das Domkapitel schon während des ersten Jahres seiner dortigen Thätigkeit in den Hof seiner Wohnung „ein Stüblein für die Knaben“ bauen lassen, welche im Fastenzeit des Jahres 1567 in der großen Franziskanerkirche jeden Montag und Mittwoch nachmittags die Grundzüge der christlichen Lehre für die gesamte Jugend und alle Dienstboten der Stadt. Von seinem Freiburger Aufenthalte bezeugt sein langjähriger Freund, der Freiburger Pfarrer und Stiftspropst Sebastian Werro: „Noch in seinem höchsten Alter hat er bereitwillig die Protestanten unterrichtet, die von auswärts kamen und bei ihm Belehrung suchten.“¹

Weit mehr noch als durch sein Wort hatte Luther durch seine Schriften die katholische Lehre anzuschwärzen, die Gemüther zu verbittern und zu verblenden verstanden. Die Jünger folgten dem Beispiele des Meisters. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Deutschland mit Büchern überschwemmt, welche im Dienste des neuen Evangeliums standen. Man fand protestantische Katechismen, Predigtwerke, Gesangbücher in bayrischen Schulen wie in niederösterreichischen Nonnenklöstern und in Bürgerhäusern Tirols; an katholischen Universitäten wurden neben des Erasmus Schriften Werke Melancthons mit Eifer studirt. Gleich so manchen andern hellblickenden Katholiken erkannte Canisius das schreiende Bedürfniß, hier das „Apostolat der Presse“ zu üben.

„Geben Sie sich doch“, schrieb er am 9. April 1556 dem gelehrten Martin Cromer, spätern Bischof von Ermland, „endlich daran, mit der Feder die Sache Christi und der Kirche zu vertheidigen; kämpfen Sie, ohne durch die Gegner sich abschrecken zu lassen, mit offenem Visir in öffentlichen Schriften, soviel Sie nur können, für die Wahrheit!“² Mögen doch, so hat er später den Ordensgeneral Annaviva, einige von den Unsern „nicht nur mündlich, sondern auch mit der Feder die katholische Wahrheit öffentlich vertheidigen . . . und die Früchte ihrer Studien in heiligem Eifer ans Tageslicht fördern. Ich zweifle nicht, daß dieses Werk des Gehorsams und der Nächstenliebe den gleichen Werth hat, wie die Bekehrung der wilden Indianer“³.

¹ Sieh die vorhin angeführte Schrift Entstehung der Katechismen S. 3—6.

² *Canisii Epistulae* I, 607.

³ J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes IV (13. Aufl. Freiburg i. Br. 1890), 397.

Canisius selbst hat die schriftstellerische Feder mehr als fünfzig Jahre lang geführt. Die Zusammenstellung seiner Arbeiten in ihren verschiedenen Ausgaben nimmt in der neuesten großen Ordensbibliographie von P. Karl Sommervogel¹ 35 Quartseiten ein. Noch ein Jüngling von 22 Jahren und Novize der Gesellschaft Jesu, hatte er den Muth, eine Gesamtausgabe der Schriften des bekannten Dominikaner-Mystikers Johannes Tauler zu besorgen, in welcher eine Reihe von Stücken zum erstenmal gedruckt war. Daran schlossen sich drei Jahre später in drei Foliobänden die Werke Cyrills von Alexandrien und Leo's d. Gr.; Canisius wollte, wie er in den Vorreden ausführt, in Cyrill den Bischöfen und Gelehrten seiner Zeit ein Vorbild vor Augen führen, in Leo den Neugläubigen einen alten Zeugen für Lehre und Brauch der katholischen Kirche entgegenstellen. Schulzwecke verfolgte seine Ausgabe von ausgewählten Briefen des hl. Hieronymus, von welcher man jetzt noch ungefähr 40 Auflagen kennt. Der Priesterschaft boten seine lateinischen „Bemerkungen“ zu den Sonn- und Festtags-Evangelien in zwei stattlichen Quartbänden (Freiburg in der Schweiz 1591—1593 und dann öfter) eine Fülle von Predigtstoff dar. Vom heiligen Papste Pius V. beauftragt, gegen die Magdeburger Centuriatoren zu schreiben, gab Canisius im Jahre 1571 ein wissenschaftliches Werk über Johannes den Täufer, im Jahr 1577 einen Folioband „über die unvergleichliche Jungfrau Maria“ heraus. Der gelehrte Cardinal Wilhelm Sirlet zu Rom hatte ihm für diese Arbeit aus einer kostbaren Sammlung von ungedruckten Werken griechischer Väter reiche Beiträge geliefert; die Cardinäle Hosius und Baronius spendeten dem Buche warmes Lob²; noch in unsern Tagen hat ein hochangesehener Gottesgelehrter dasselbe als „eine klassische Vertheidigung der ganzen katholischen Lehre über Maria gegenüber dem Protestantismus“ gekennzeichnet³. Als solche ist sie auch in das große marianische Sammelwerk von Paris aufgenommen worden⁴. Für weitere Kreise bestimmt waren die mit Bemerkungen versehenen „Evangelien und Episteln des Kirchenjahres“ (lateinisch und deutsch), das mehr als dreißigmal in verschiedenen Sprachen erschienene,

¹ Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouv. éd. Bibliogr. II (Bruxelles-Paris 1891), col. 617—687.

² *Sacchini* l. c. p. 290. *Annales Ecclesiastici* I, a. 9, n. 1.

³ M. J. Scheeben, *Handbuch der katholischen Dogmatik* III (Freiburg i. Br. 1882), 478.

⁴ *Summa aurea de laudibus Beatissimae Virginis Mariae*, coll. *Io. Iac. Bourassé*, VIII (Paris 1862), 613—1450; IX (Paris 1862), 9—408.

ursprünglich lateinische „Handbuch“ der Andacht, das wiederholt aufgelegte deutsche „Betbuch“ mit vielen kräftigen, alten Gebeten, groß und hübsch gedruckt, mit reichen Randverzierungen und zahlreichen Holzschnitten. Eigens für den Gebrauch des jungen Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., schrieb Canisius im hohen Alter ein „Fürstengebetbuch“, das erst lange nach des Verfassers Tode gedruckt wurde. Unter seiner Mitwirkung, ja wahrscheinlich aus seiner Feder trat im Jahre 1554 zu Wien das dreisprachige Krankenbuch ans Tageslicht¹. Dem Schweizervolke hat Canisius noch als Greis in deutschen, zum Theil ziemlich umfangreichen Lebensbeschreibungen seine Glaubensboten und Heiligen vor Augen geführt: Beat, Mauritius, Victor und Ursus, Fridolin, Tdda von Toggenburg, den seligen Nikolaus von der Flüe.

Daneben gab er eine Flugschrift über das Wormser Gespräch heraus, besorgte eine Neuauflage von Codretts lateinischer Sprachlehre, war Mitarbeiter bei Walassers deutschem Martyrologium, bei des Hosius Schrift gegen Brenz, beim Seefelders Wallfahrtsbuch, bei der deutschen Uebersetzung des römischen Katechismus, verbesserte das Augsburger Brevier und die Salzburger Agende, unterstützte seinen Ordensgenossen Ribadeneira bei der Lebensbeschreibung des hl. Ignatius und den Kartäuser Surius bei der Ausgabe der Concilien, verfaßte lange Vorreden zu der Neuauflage von Vegas Schrift über die Rechtfertigung und zu des Busäus großem Katechismuswerk, bewog Staphylus, eine lateinische Uebersetzung von Werken des Marcus Eremita herauszugeben, besorgte kaiserliche Privilegien für verschiedene Kölner Buchdruckereien, bemühte sich lebhaft, für Freiburg in der Schweiz einen ständigen Buchdrucker zu gewinnen.

„Ich bin allen alles geworden,“ konnte Canisius mit dem Apostel sagen (1 Kor. 9, 22). Das gilt auch von seinem Briefwechsel. Tröstend und ermunternd, bittend und warnend tritt er da vor viele der Männer, welche in jener Zeit als Wächter auf den Zinnen der Sionsburg standen.

Es seien nur einige Namen genannt; von Fürsten: Ferdinand I.; die Bayernherzoge Albrecht V., Wilhelm V., Max I.; von Cardinälen: der hl. Karl Borromäus, Stanislaus Hosius, Otto Truchseß, Wilhelm Siret; von Bischöfen und Erzbischöfen: Friedrich Nausea von Wien, Julius Pflug von Raumburg, Moriz Hutten von Eichstätt, Urban von Gurf, Anton Brus von Prag, Erasmus Limburg von Straßburg, Julius Echter von Würzburg, Johann Jakob Ruen von Salzburg, Johann Franz Bonhomi von Vercelli. Dazu kommen, um vom hl. Franz Borgia, von Laynez, Salmeron, Possevin, Nadal und andern

¹ Zeitschrift für katholische Theologie XIV (Juniheft 1890), 727—734. *Canisii Epistulae* I, 592². 748. *Sommervogel* I. c.

Mitgliedern der Gesellschaft Jesu zu schweigen, Benediktiner von Tegernsee, Weingarten, Einsiedeln, der Augustiner Dnosrio Panvinio, der Kartäuser Laurentius Surius, der Kölner Domherr Johannes Gropper und viele Laien, wie der Kanzler Jonas, der Rath Wiguleus Hundt, der Geschichtsforscher Marcus Welsler, der Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus, die schweizerischen Staatsmänner und Gelehrten Johann Jakob von Staal und Wilhelm Tschermann. Einer der ersten und geistreichsten Lebensbeschreiber unseres Seligen bemerkt, er finde in dessen Briefen den Geist der alten Väter wieder¹.

Noch haben wir der schönsten Gabe nicht gedacht, welche Canisius der Kirche Deutschlands gereicht hat. Luthers Katechismus hatte derselben die tiefsten Wunden geschlagen; da veröffentlichte Canisius, aufgefordert von Ferdinand I. und ermuntert vom hl. Ignatius, im Jahre 1555 seinen „Inbegriff der christlichen Lehre“ und ließ demselben später den „kleinen Katechismus für Katholiken“ und den kleinsten für Kinder und gewöhnliche Leute folgen. Dieser Katechismus in seinen drei Gestalten war von Anfang an das Schmerzenskind des Seligen gewesen; er blieb dessen Augapfel, solange er lebte. Wie zagend war er an diese Arbeit gegangen; wie oft hatte er geändert und gebessert! Wie häufig hat er in seinen Briefen das Werk dem Gebete seiner Ordensbrüder empfohlen und Rathschläge für dessen Verbesserung von ihnen begehrt! Noch ein Jahr vor seinem Hinscheiden legte er die zitternde Hand an das Buch, es zu feilen und abzurunden. Als er starb, hatte es schon weit über 200 Auflagen erlebt; Plantin, der Buchdruckerfürst von Antwerpen, hatte, vom Verfasser unterstützt, dasselbe mit mehr als 100 Bildern geschmückt. An Canisius schien sich durch den Katechismus gewissermaßen die Sprachengabe des Pfingstfestes erneuert zu haben. Bei seinem Tode war das Buch bereits ins Böhmische, Bretonische, Englische, Französische, Griechische, Italienische, Polnische, Schottische, Schwedische, Slawische, Spanische, Ungarische übersetzt. Freund und Feind sind heutzutage einig im Lobe dieser Arbeit².

Bei allem Schriftstellersfleiß ließ doch Canisius keineswegs an den Schreibtisch sich ketten. „Gehet!“ hatte der Herr den Aposteln gesagt (Matth. 28, 19. Marc. 16, 15). Paulus spricht von seinen vielen Reisen (2 Kor. 11, 26) und sagt über sich und seine Mitapostel: „Wir haben keine bleibende Stätte“ (1 Kor. 4, 11). Auch unser Seliger hatte

¹ Sacchinius l. c. p. 45.

² Vgl. Entstehung der Katechismen S. 45—49. 112. 133—135. 169—170.

keine bleibende Stätte, bis endlich in seinen Greisenjahren ihn, wie er scherzend sich ausdrückte, der hl. Nikolaus, der Patron von Freiburg in der Schweiz, nicht mehr von Freiburg wegziehen ließ.

Schlagen wir, um ein Bild zu gewinnen, sein Itinerarium auf und verfolgen wir beispielsweise seine Spuren während der zwei Jahre, welche zwischen dem Tode des hl. Ignatius, Ende Juli 1556, und der Wahl seines Nachfolgers, des Ordensgenerals Laynez, liegen: 1556: 4. August Ankunft in Ingolstadt (aus Prag). 15. und 16. August in Regensburg; dann zurück nach Ingolstadt. 26. August zum Bischof von Eichstätt. 8. September wieder in Regensburg; dann zurück nach Ingolstadt. 4. October Besprechungen in Passau. 31. October in Padua; von da über Innsbruck und Augsburg auf acht Tage nach Dillingen. November: Reise nach Ingolstadt. December: Nach Regensburg. 1557: Im März Abreise von da. 2. April Ankunft in Padua; in der folgenden Nacht Abfahrt nach Venedig. 5. April nach Florenz. Von Ende April bis Ende Juni in Rom. 29. Juni in Perugia. 2. Juli in Florenz. Dann über Bologna, Ferrara zc. nach Trient. Um den 25. Juli Geschäfte in München. 27. Juli in Ingolstadt. Nach Mitte August in Ellwangen bei Cardinal Otto. Gegen Ende August Ankunft in Worms. 29. October bis 6. November in Köln. 7. November in Bonn; dann zurück nach Worms. 8. December Abreise nach Zabern zum Bischofe von Straßburg. 1558: Im Januar Besuche in Schlettstadt, Kolmar, Rufach, Breisach, Freiburg im Breisgau. 17. Januar Predigt im Straßburger Dom. Ende Januar Besuch bei Cardinal Otto in Dillingen; dann nach Ingolstadt. 12.—15. Februar Zusammenkunft mit König Ferdinand in Nürnberg. 24. Februar nach München zu Herzog Albrecht. 28. Februar nach Ingolstadt. Anfang März wieder in Dillingen. 9. März bis etwa 19. April Arbeiten in Straubing; dann über Ingolstadt nach Dillingen zu Cardinal Otto. 28. und 29. April in Augsburg. Anfang Mai im Kloster Ettal. Von da über Loreto nach Rom. 2. Juli bei der Generalswahl in Rom¹.

Waren in jenen Zeiten, denen es sogar vielfach noch an einem regelmäßigen Postwagen gebrach, solche Reisen an sich schon wenig angenehm, so waren sie es für Canisius noch weniger wegen der Geschäfte, mit denen sie zusammenhingen. Der niederländische Staatsmann Jakob Canis, des Seligen Vater, hatte eine besondere Gewandtheit im Unterhandeln und Vermitteln an den Tag gelegt; diese schien als Erbe auf den Sohn übergegangen zu sein; sie brachte ihm eine Reihe von wichtigen und schwierigen Aufträgen ein. So ward er, noch nicht 30 Jahre alt, von Kölns Geistlichkeit und Hochschule nach Lüttich an den Fürstbischof, nach den Niederlanden und nach Schwaben an das Hoflager Karls V.

¹ Näheres im demnächst erscheinenden zweiten Bande von Canisii Epistulae, in den „Tabulae chronologicae“.

gesendet, um Hilfe zu erlangen in den Nöthen, in welche der abtrünnige Hermann von Wied sein Erzbisthum gestürzt hatte. Zur Kirchenversammlung von Trient ward er im Jahre 1547 von Cardinal Otto Truchseß gesandt, im Jahre 1562 von den Vorsitzenden der Versammlung selbst berufen. Papst Paul IV. schickt ihn im Jahre 1558 mit Bischof Mentuato nach Polen; im Auftrage Pius' IV. durchzieht er 1565 als päpstlicher Nuntius die Rheinlande, um bei den Stadträthen von Köln und Rymwegen, beim Herzog von Jülich-Neve-Berg, bei verschiedenen Bischöfen die Vollziehung der Trienter Beschlüsse zu betreiben. Im folgenden Jahre muß er während des Augsburger Reichstages dem Cardinallegaten Comendone in der äußerst zarten Frage über Aufrechterhaltung oder Verwerfung des Augsburger Religionsfriedens als Rath zur Seite stehen. Auf Wunsch Gregors XIII. geht er im Jahre 1573 von Innsbruck mit kirchenpolitischen Aufträgen an den Münchener Hof; im selben Jahre beruft ihn der Papst nach Rom, um über deutsche Kirchenangelegenheiten sein Gutachten zu vernehmen. Im Jahre 1576 ist er beim Regensburger Reichstage Berather des Cardinallegaten Morone. Ferdinand I. will ihn während der Reichstage der Jahre 1556, 1557 und 1559 als Berather in seiner Nähe haben. Von Papst und Kaiser zugleich gesendet, nimmt Canisius im Jahre 1557 als Wortführer der Katholiken am Wormser Religionsgespräche theil. Ein Jahr später, auf der Reise zur Frankfurter Kaisermahl, will Ferdinand I. in Nürnberg sein bekümmertes Herz unserem Seligen ausschütten; im Jahre 1563 beruft er ihn zu jener Theologenversammlung von Innsbruck, welche den Trienter Vätern so schwere Sorgen bereitet hat. Das Jahr 1566 bringt dem unermüdlchen Manne die Wiesensteiger Verhandlungen über die Rückkehr des Grafen von Helfenstein zur katholischen Kirche, das Jahr 1567 die Reisen zu den Bischöfen von Würzburg und Straßburg, welche zur Annahme von Coadjutoren bewogen werden sollen, das folgende Jahr mühsame Auseinandersetzungen mit Königin Magdalena zu Innsbruck wegen Uebernahme der Beichtvaterstelle an ihrem Haller Damenstifte durch Ordensgenossen. Eine noch peinlichere Angelegenheit führte ihn später an den herzoglichen Hof von Landshut. Nach Rom ist er fünfmal gepilgert.

„Die Liebe Christi drängt uns,“ schrieb Paulus (2 Kor. 5, 14). Aus ihr schöpfte auch Canisius seine Beweglichkeit und all seine Kraft. Muß man ja, um andere zu erleuchten, selbst Licht sein, und um andere zur göttlichen Liebe zu entflammen, selbst von ihr brennen.

Auf irdische Liebe hatte er verzichtet. In seinen „Bekennnissen“ erzählt er, er habe, ungefähr 19 Jahre alt, auf Gottes Antrieb das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt. „Niemals“, fügt er bei, „habe ich dies bereut. Mein Vater bot mir zwar eine passende Braut mit viel Vermögen an; er nannte mir auch eine kirchliche Pfründe, oder wie man zu sagen pflegt, ein Canonicat, das ich zu Köln, wenn ich nur gewollt, hätte erlangen können, und trug sich mit Gedanken, mich als seinen Erstgeborenen zu ich weiß nicht was für weltlichen Ehren zu befördern: aber Du, o Herr, standest mir bei und machtest diese Kost für mich bitter, um meine Seele mit gesunden und kräftigern Speisen zu nähren.“ Etwa zwei Jahre später machte der Rymwegener Jüngling zu Mainz unter Leitung des sel. Petrus Faber die geistlichen Uebungen des hl. Ignatius. Da, so schreibt er im „Testamente“, „saß ich wie Matthäus an dem Zollhause. Deutlich vernahm ich die Stimme Gottes. Seinem Rufe wollte und durfte ich nicht widerstehen. Mit Matthäus stand ich auf und gab dieser unreinen Welt den Abschied, zerbrach diese Fesseln. . . Von da an war es meine erste und vorzüglichste Sorge, Christo dem Herrn, der gnadenreich mich angeblickt hatte, so nachzufolgen, wie er auf dem Wege des Kreuzes mir vorangegangen: arm, keusch und gehorsam.“¹ Von seinem väterlichen Erbe gab Canisius einen Theil den Armen von Rymwegen, der andere diente jahrelang dem Unterhalte der jungen Niederlassung der Gesellschaft Jesu in Köln. Als der Selige an der Ingolstädter Hochschule das Amt des Rectors verwaltete, wies er das Amtsgelohnt beharrlich zurück.² Zum Danke für die Dienste, welche er dem Straßburger Bischof erwiesen, sandte ihm das reiche Domkapitel eine schöne Summe Geld nach Ingolstadt; er schickte sie zurück.³ Was noch vorhanden ist von den Gegenständen, die einst in seinem Gebrauche gewesen, trägt den Stempel der Armut an sich. „Siehe, wir haben alles verlassen,“ konnte er mit Petrus (Matth. 19, 27) zum Heilande sagen.

Er floh auch die Ehren. Dreimal machte König Ferdinand die größten Anstrengungen, Canisius auf den Bischofsstuhl von Wien zu erheben. Dieser aber schrieb nach Rom: „Ich hoffe, es wird nichts daraus. Vor den Ehrenstellen bewahre seinen Armen der gekreuzigte Herr Jesus Christus!“ Sollte ich in dieser Hoffnung getäuscht werden, „so würde ich mein Leben lang fürchten, Gott hege meiner Sünden wegen einen sozusagen unversöhnlichen Groll wider mich“. Er bezeichnete es als „höchste Wohlthat“, daß der König endlich den Plan fallen ließ.⁴ Als Professor der Theologie an den Hochschulen von Ingolstadt und Wien erklärte er regelmäßig den Knaben den Katechismus. Noch als gebrochener Greis, so wird berichtet, sah man ihn im Freiburger Collegium die Gänge des Hauses kehren.

Sein Stolz und sein Reichthum war Christus. Das älteste von seinen noch vorhandenen akademischen Vorleseheften hebt an mit einer von

¹ *Canisii Epistulae* I, 15. 43—44.

² *l. c.* I, 364.

³ *Sacchinus* *l. c.* p. 141.

⁴ *Canisii Epistulae* I, 478. 487. 520. 602.

seiner Hand sorgfältig geschriebenen, eine Quartseite umfassenden Lobpreisung Jesu Christi¹. Das Herz Jesu zu verehren, hatte er für seinen eigenen Gebrauch einen Morgen- und einen Abendgruß an dasselbe und ein Gebet beim Stundenschlage verfaßt². In seinen Katechismen ist Christus Alpha und Omega, Grundstein und Krone; in den Gebetbüchern sind die zartesten und rührendsten Gebete an den Heiland gerichtet³. Ohne Christus sei alles Wissen eitel, ja verderblich, heißt es im Studentenkatechismus. „Schau in das Antlig deines Christus!“ schreibt Canisius in der Gebetsanweisung für die Priester; den Landsberger Novizen seines Ordens stellt er als Vorbild und Lehrmeister das Christkind vor die Seele⁴.

Sein einziger Gedanke war es, seine deutschen Landsleute für Christus zu gewinnen. „Pater Canisius“, schrieb Anfang Januar 1553 ein Wiener Ordensgenosse nach Rom, „nimmt sich mit Eifer der Gefangenen an . . . Als man jüngst jemand aus dem Kerker zur Hinrichtung führte, stand er als treuer Mahner und Tröster ihm bei.“ Ein paar Monate später konnte der gleiche Berichterstatter melden, Canisius habe während der Fastenzeit bei Schnee und großer Kälte eine Anzahl von verwaisten Pfarreien Niederösterreichs besucht, um zu predigen und die Sacramente zu spenden⁵. „In den Erholungen,“ bezeugt P. Jakob Keller, der den Seligen in Freiburg gekannt, „in öffentlichen Reden, in Einzelgesprächen, sogar im Beichtstuhle forderte Canisius zum Gebete für Deutschland auf.“⁶ „Italiens und Spaniens“, so mahnte er einen seiner Mitarbeiter, „müssen wir vergessen und uns Deutschland allein hingeben, nicht auf einige Zeit, sondern für das ganze Leben. Hier müssen wir aus allen Kräften und mit dem größten Eifer arbeiten.“⁷ Kein Wunder, daß an Canisius das Deutsche Collegium zu Rom einen warmen Freund, ganz Deutschland, wie Janssen mit Recht hervorhebt, einen allezeit beredten Anwalt und unermüdlchen Vertreter seiner Anliegen beim Apostolischen Stuhle besaß.

Nichts vermochte seine Liebe zu Deutschland zu ersticken. Melanchthon hatte den „Ehniker“ Canisius öffentlich jenen beigezählt, die „wider eigenes Gewissen erkannte Wahrheit verfolgen“⁸, Flacius Illyricus in zwei Schriften seine Keusch-

¹ *Canisii Epistulae* I, 692—693.

² L. c. p. 58—59.

³ Entstehung der Katechismen S. 37—38. 83—84. 132.

⁴ Nieß a. a. O. S. 495. 504.

⁵ *Canisii Epistulae* I, 742. 745.

⁶ Aus ungedruckten Seligsprechungsacten.

⁷ Janssen a. a. O. S. 392.

⁸ *Canisii Epistulae* I, 63⁴. 769.

heit verdächtigt. Man hatte auf gegnerischer Seite ausgesprengt, er sei von Gott mit plötzlicher Stummheit geschlagen worden, er sei zu den Protestanten übergetreten. Wigand, Hefhus, Chemnitz, Gallus uud andere protestantische Gottesgelehrte hatten einen Berg von Spott und Verleumdungen auf ihn uud seinen Orden gehäuft. Als er durch Bern ritt, hatte der protestantische Pöbel ihn beschimpft und mit Schnee beworfen. Mich hat, so schreibt Canisius in seinem geistlichen Testamente, mein Eintritt in die Gesellschaft Jesu „niemals gereut, so viele ihrer auch mich schmähten, ja diesen ganzen Orden uud seine Einrichtungen mit zügellosem Munde versteckt und offen beschimpften und sozusagen dem Teufel verschrieben . . . Das gab mir nur noch mehr Lust und Liebe zu meinem Ordensberufe, und ich schätze mich um so mehr glücklich, weil ich als würdig befunden wurde, für den Namen Jesu Schmach zu leiden und von den erklärten Feinden der Kirche fälschlich angeklagt und gelästert zu werden. Könnte ich doch nur ihre Seelen retten, müßte ich auch mit meinem Blute sie erkaufen! Ich würde das als einen Gewinn erachten.“¹ Schon viel früher hatte er seinem Ordensgenossen Goudanus geschrieben: „Lieben wir die, welche uns verfolgen und verleunden! . . . Freuen wir uns und frohlocken wir, daß wir würdig sind, aus dem Munde solcher Feinde der Kirche die Namen zu hören: Jesuwider, Seelenmörder, höllischer Hund, Erzwolf, Erzkezer, Fürst der Heuchler u. s. w. Das sind die Stülblüthen, mit welchen man uns schmückt. Gepriesen sei Gott! Er lasse diese Unbildden die Vorübungen sein zu einem schwerern Kampf und zum blutigen Tode!“² „Man verflucht uns,“ schreibt Paulus, „und wir segnen. Man lästert uns, und wir beten“ (1 Kor. 4, 12. 13). Das ist die Sprache der Apostel.

„Ich will machen, daß ihr Menschenfischer werdet,“ hatte der Herr einst zu Petrus und Andreas gesprochen (Matth. 4, 19). Auch Canisius hat nicht bloß das Netz ausgeworfen, er hat einen reichen Fischfang gehalten.

Seine Predigten gefielen außerordentlich. Als er am Allerheiligensfeste des Jahres 1557 im Kölner Dome mittags 12 Uhr die Kanzel bestieg, versammelten sich, wie Johannes Rethius in seinem Tagebuche vermerkt, zu seinen Füßen einige tausend Menschen, obwohl sonst die Mittagspredigt im Dome sehr schwach besucht war; es befanden sich darunter die angesehensten Männer der Stadt und „eine ungeheure Anzahl von Studenten“. „Die Predigt“, schreibt Rethius, „war so gelehrt und kunstreich, wie seit vielen Jahren in Köln keine war gehalten worden. Als er hinausging, lief das Volk zusammen, ihn zu sehen, nicht anders, als wäre er der Kaiser oder irgend ein König gewesen.“³ Zu Augsburg hatte Canisius im Jahre 1559 das Amt eines Dompredigers angetreten; im selben Jahre

¹ *Canisii Epistulae* I, 45.

² Entstehung der Katechismen S. 70.

³ Hanssen a. a. O. S. 292—293.

schrieb aus Wien der venetianische Gesandte Giacomo Soranzo an seinen Dogen: „Aus Augsburg vernimmt man, daß dort der Zulauf zu der katholischen Predigt größer ist, als dies seit langem der Fall gewesen.“¹ Etwas später, am 18. März 1560, meldete aus Wien der spanische Bevollmächtigte, Graf von Luna, seinem Könige: „Es ist die Nachricht eingetroffen, daß zu Augsburg in dem einen Jahre, in welchem nun Canisius dort gepredigt hat, mehr als 10 000 Personen zur katholischen Religion zurückgekehrt seien.“² Diese Zahl ist wohl bedeutend zu hoch gegriffen; aber alle zeitgenössischen Berichte bestätigen das Wort Grazianis, der im Jahre 1561 den Nuntius Commendone durch Deutschland begleitet hatte: „Canisius hat gepredigt und predigt jetzt noch in Augsburg mit sehr großem Erfolge, so daß jetzt schon eine große Anzahl Katholiken dort zu treffen ist.“³ Papst Pius IV. fühlte sich gedrungen, am 5. März 1561 dem Augsburger Prediger in einem eigenen Schreiben Dank und Glückwunsch auszusprechen.⁴

Von den Katechismen des Seligen wird behauptet, dieselben seien im Jahre 1686 bereits in mehr als 400 verschiedenen Ausgaben verbreitet gewesen⁵. Noch in unserem Jahrhundert haben dieselben eine stattliche Anzahl von Auflagen erlebt und sind für andere Katechismen Grundlage und Muster gewesen. „Die Katechismen des Canisius“, sagt der protestantische Luthersforscher Kawerau, „haben für die Kirche der Gegenreformation sicher eine ebenso große Bedeutung wie die Luthers für die Kirche der Reformation . . . Sie machten Canisius zum wirksamen Lehrmeister des katholischen Deutschland.“⁶ Wenn der protestantische Kirchengeschichtsschreiber Johannes Matthias Schröckh⁷ bekennt, Canisius habe die Zahl der Protestanten „nicht ohne beträchtlichen Erfolg zu vermindern gesucht“, so ist dies besonders auch auf dessen Katechismus zu beziehen. Im Jahre 1595 schrieb der hl. Franz von Sales⁸, damals Dompropst von Genf,

¹ G. Turba, Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe III (Wien 1895), 120.

² Colección de documentos inéditos para la Historia de España XCVIII (Madrid 1891), 203.

³ De scriptis invita Minerva (Florentiae 1746) p. 100—101.

⁴ Bei Gius. Boero S. J., Vita del Beato Pietro Canisio (Roma 1864) p. 470—471.

⁵ Catéchisme . . . par Pierre Canisius (Paris 1686), Widmung.

⁶ Theologische Literaturzeitung, herausgegeben von A. Harnack und E. Schürer XIX (Leipzig 1894), 84. Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. W. Möller, III. Bb., bearbeitet von Dr. G. Kawerau (Freiburg i. Br. und Leipzig 1894) S. 340.

⁷ Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation III (Leipzig 1805), 550.

⁸ Oeuvres complètes VI (Paris 1862), 485—491.

unserem Christenlehrer, er habe das Buch einem bedeutenden Rechtsgelehrten, der Anhänger Calvins war, gegeben; es sei für denselben der Führer zur Kirche geworden. Das gleiche bekannte von sich im Juni 1614 Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg¹. Der Schritt dieses mächtigen Fürsten bedeutete die Neubelebung des katholischen Glaubens im Herzogthum Süllich und in den pfalz-neuburgischen Landen.

Ein Apostel muß auch Jünger haben. Canisius war der erste Deutsche, welcher der Gesellschaft Jesu sich weihte, und einer der Gründer des Kölner Hauses, ihrer ersten Niederlassung auf deutschem Boden, gewesen; er leitete später 13 Jahre lang (1556—1569) als erster Provinzial die oberdeutsche Provinz seines Ordens. Als solcher hat er die Collegien von Prag (1555), Ingolstadt (1556), München (1559), Innsbruck (1560/61), Tyrnau (1561), Dillingen (1562/63) eingerichtet; zu Augsburg (1559) und Freiburg in der Schweiz (1580) war er sozusagen der erste Stein, über welchem die Collegien dieser Städte sich erhoben; auch bei der Stiftung der Collegien von Hall in Tirol und von Würzburg und des Landsberger Noviziates hat er mitgearbeitet. Die meisten dieser Anstalten wurden auf Jahrhunderte hinaus Heimstätten kirchlicher Wissenschaft und Brennpunkte katholischen Lebens.

Als Canisius am Feste des Apostels Thomas, 21. December 1597, zu Freiburg von dieser Welt Abschied nahm, konnte er den Trost mit sich nehmen, daß in Deutschland während der zweiten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts gar vieles zum Bessern sich gewendet habe. Hatte es um die Mitte des Jahrhunderts geschehen, als sollte der trübe Strom der neuen Lehre das ganze Reich überfluthen, so waren demselben jetzt Dämme entgegengestellt, welche er auch in spätern Zeiten nicht mehr hinwegschwemmen sollte; zahlreiche Gebiete waren der Kirche zurückerobert worden; über einem sehr großen Theile von Deutschland strahlte wieder in ungetrübtem Glanze die Sonne des katholischen Glaubens und weckte in Schulen und Klöstern, an Bischofsstühlen und Fürstenhöfen einen neuen Geistesfrühling. Und das war zu einem nicht geringen Theile dem Manne von Rymwegen zu danken. „Petrus der Apostel und Paulus der Lehrer der Völker, sie haben uns dein Gesetz gelehrt, o Herr!“ So betet die Kirche in ihren Tagzeiten. Herzog Wilhelm V. von Bayern pflegte diese Worte auf Canisius und dessen Nachfolger im Provinzialats-Amte, den Pater Paul Hoffäus, an-

¹ B. G. Struve, Pfälzische Kirchen-Historie (Frankfurt 1721) S. 540—543.

zuwenden, indem er sagte: „Petrus Canisius und Paulus Hoffäus, sie haben uns dein Gesetz gelehrt, o Herr!“ Etwas später ließ sich der große Augsburger Bischof Heinrich von Knöringen über Canisius also vernehmen: „Was in Oesterreich, Böhmen, Schwaben, Tirol und der Schweiz noch heute an wahren Glauben vorhanden ist, muß auf seine Rechnung geschrieben werden.“¹ Nennen wir diese Ausdrücke zu stark! Geben wir zu, daß ein Cochläus und Pistorius mehr als Canisius geschrieben, ein Eck schärfer disputirt, ein Nas volksthümlicher, ein Georg Scherer in hübscherem Deutsch gepredigt, daß ein Otto Truchseß und Julius Echter mächtiger in das Räderwerk der Kirchenregierung eingegriffen haben; aber diese Vereinigung rastloser Predigtthätigkeit mit fruchtbarer Schriftstellerei und ausgedehntem Briefwechsel, tiefer Beschaulichkeit mit beständigem Reisen, kindlicher Demuth mit einem hochgefeierten Namen, diese Verbindung des vollkommenen Ordensmannes und Ordensobern mit dem Vertrauten der Fürsten und Unterhändler der Päpste, all das geeint und verklärt durch den Gedanken, in Deutschland das Licht des wahren Glaubens erstrahlen zu lassen: das ist doch sicherlich eine ganz außerordentliche Erscheinung; das läßt uns begreifen, warum vor so vielen andern herrlichen, wahrhaft apostolischen Männern jener Zeit gerade der selige Petrus Canisius den Namen eines Apostels von Deutschland erhalten hat. „Man muß zugestehen,“ erklärte vor kurzem der protestantische Geistliche Paul Drews² in einer Schrift über unsern Seligen, „daß er römischerseits den Namen eines Apostels Deutschlands verdient.“

„Er hat wegen des Evangeliums bei allen Gemeinden Lob.“ Dieses Schriftwort (2 Kor. 8, 18) hat einst Cardinal Baronius auf Canisius angewendet³. Die Anwendung gilt auch jetzt noch. Nicht nur die Katechismen des Seligen, auch verschiedene andere von seinen Schriften sind im 19. Jahrhundert neu, manche zu wiederholten Malen, herausgegeben worden. Ueber ihn sind allein seit dem Jahre 1800 mehr als 70 eigene Schriften erschienen, von denen mehrere wiederholt aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurden. Auch haben zahlreiche Bisthümer vom Heiligen Stuhle die Erlaubniß erhalten, gleich der gesamten Gesellschaft Jesu Jahr für Jahr im kirchlichen Stundengebete und im Opfer der Altäre das Andenken des großen Mannes zu erneuern.

Wenn Canisius jetzt von den Sternen auf die Stätten seines einstigen Wirkens herabblickt, wenn er das katholische Leben gewahrt, das in seiner

¹ Rieß a. a. O. S. 533.

² Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit (Halle 1892) S. 103 (Schriften des Vereins für Reformationgeschichte. 10. Jahrgang, Nr. 1).

³ Annales Ecclesiastici I, a. 9, n. 1.

Vaterstadt Nymwegen sich regt und um sein Grab zu Freiburg sich entfaltet, wenn er die Dome von Köln und Regensburg und Prag und so viele andere katholische Kirchen Deutschlands betrachtet, wenn er Deutschlands katholische Jugend beim Religionsunterrichte sieht und Deutschlands Geistlichkeit in ihrem wissenschaftlichen Streben, ihrem priesterlichen Wandel und treuen Festhalten an Rom beobachtet: dann muß er sich sagen, der Same, den er einst mit Schweiß und Thränen ausgestreut, habe nicht nur reiche, sondern auch dauernde Frucht getragen, und Gott habe die Verheißung glänzend erfüllt, welche er im Jahre 1552 am Feste der Stuhlfeier Petri seinem Diener gegeben: Du versprachst mir, „daß Du mir wie dem zuvorkinderlosen Abraham eine unübersehbare Nachkommenschaft geben würdest, die in Deinem Hause aufwüchse und beharrte bis zum Ende und allezeit durch mich Dich, den wahren, lebendigen Gott, lobte und Deine Herrlichkeit verbreitete“¹.

Von den Männern, welche einst den ersten deutschen Jesuiten bekämpften und beschimpften, sind sehr viele nur mehr in engen Gelehrtenkreisen bekannt; beim deutschen Volke ist ihr Name verschollen, ihr Grab vergessen. Des Canisius Grab war von Anfang an und blieb durch alle Geschlechter ein Ort der Andacht für Gläubige von nah und fern, eine Quelle von Trost und Hilfe für Betrübte und Bedrängte jeder Art.

Der Ruf der Heiligkeit, welchen Canisius schon bei Lebzeiten genossen, und die Berichte von den Gnaden, welche auf die Anrufung seiner Fürbitte hin vielen zu theil geworden, bewogen die Bischöfe von Augsburg, Freising und Lausanne in den Jahren 1625 und 1626 gerichtliche Untersuchungen über sein Leben und seine Schriften anzustellen. Am 7. October 1658 schrieben die versammelten Benediktiner-Aebte der Schweiz an Papst Alexander VII., sie bäten ihn um die Seligsprechung von Canisius; ihre Bitte sei veranlaßt durch „die heldenmüthigen Tugenden dieses ganz und gar apostolischen Mannes, durch seinen großartigen Seeleneifer und durch die zahlreichen Wunder, womit er Deutschland und ganz besonders die Schweiz erfüllt hat“². Im gleichen Sinne wandten sich die Kaiser Ferdinand III. und Karl VI., die bayrischen Kurfürsten Maximilian I. und Ferdinand Maria, die Hochschulen von Wien, Prag, Köln, Ingolstadt an den Heiligen Stuhl. Am Ende des e i n e n Jahres 1658 langten 13 derartige Schreiben deutscher Reichsfürsten in Rom an. Auch ein naher Verwandter unseres deutschen Kaiserhauses, ein Fürst von Hohenzollern, drückte im Sommer des Jahres 1729 in einem eigenhändigen Schreiben dem Papste Benedikt XIII. sein Verlangen aus, Canisius auf den Altar erhoben zu sehen³.

¹ *Canisii Epistulae* I, 66.

² *Canisii Epistulae* I, xxiii¹.

³ Aus dem ungedruckten Briefregister des Ordensgenerals Michael Angelus Tamburini.

Die Seligsprechung blieb unserer Zeit vorbehalten; Papsst Pius IX. vollzog sie am 20. November 1864. Die Vorsehung wollte uns in Petrus Canisius ein leuchtendes Vorbild des Glaubenseifers bieten; sie wollte uns auf einen treuen Freund und mächtigen Schutzherrn hinweisen, den Deutschland an Gottes Thron besitze. Der Apostelfürst mahnte einst die Gläubigen, sie sollten „ihrer Apostel“ eingedenk sein (2 Petr. 3, 2). Wir Deutsche werden unseres Canisius mit warmem Danke ganz besonders im Jahre 1897 gedenken, welches die Gedächtnißfeier seines Todes uns bringt.

Um das Was und das Wie dieses Dankes braucht keiner verlegen zu sein. Die letzte General-Versammlung der Katholiken Deutschlands hat es uns mit deutlichen und kräftigen Worten gesagt. Sie mögen das Schlußwort und das Siegel dieser Canisius-Betrachtungen bilden: „Im Hinblick auf das unmittelbar bevorstehende Centenarium des Todes des sel. Petrus Canisius, des großen Apostels Deutschlands zur Zeit der bedauerlichen Glaubensspaltung, empfiehlt die 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands: 1. zahlreiche Betheiligung an den im nächsten Jahre vom 1. Juli 1897 bis 1. October 1898 stattfindenden Wallfahrten zum Grabe des sel. Petrus Canisius in Freiburg in der Schweiz und an den Kundgebungen, die zu Ehren des Seligen in deutschen Diöcesen veranstaltet werden sollen; 2. die Unterstützung des ‚Canisius-Vereins für das katholische Deutschland‘, sowie den Eintritt in den vom Heiligen Vater gutgeheißenen und gesegneten ‚Canisius-Gebets-Verein‘ in Befolgung der päpstlichen Encykliken Praeclara und Satis cognitum; 3. die Sammlung der Erinnerungen an den Seligen an jenen Orten, wo er gewirkt, und deren Veröffentlichung in den ‚Canisiusstimmen‘; 4. für die Heiligsprechung des Seligen, insbesondere während der Dauer der Festzeit, zu beten, weil sich die Generalversammlung von derselben großen Segen in den Kämpfen um die Schule verspricht.“

Otto Braunsberger S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

Niemand hat offener und rückhaltloser die Nothlage der Arbeiterklasse anerkannt als Papst Leo XIII. „Es liegt nun einmal zu Tage,“ sagt der Heilige Vater in der Encyklika *Rerum novarum*¹, „und es wird von allen Seiten anerkannt, daß geholfen werden muß, und zwar, daß baldige ernste Hilfe noth thut, weil insolge der Mißstände Unzählige ein wahrhaft gedrücktes und unwürdiges Dasein führen.“ Ja der Papst geht sogar so weit, den Satz auszusprechen: „Production und Handel sind fast zum Monopol von wenigen geworden, und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auflegen.“ Damit ist behauptet, daß eine der wichtigsten Errungenschaften christlicher Cultur durch die neuere Entwicklung gefährdet wurde, daß wir mehr oder minder wiederum bei Zuständen angelangt sind, welche mit den Verhältnissen des antiken Heidenthums in Parallele gestellt zu werden verdienen. Und darin liegt durchaus keine Uebertreibung. Wir brauchen nur die Verhältnisse des Alterthums mit den heutigen in Vergleich zu ziehen, um sofort die Aehnlichkeit beider Epochen zu erkennen.

Die Stellung der antiken Welt gegenüber der Arbeit wird namentlich durch drei Thatfachen charakterisirt.

An erster Stelle nennen wir: die Geringschätzung der körperlichen Arbeit im Verhältniß zur geistigen Arbeit. Aristoteles hielt die Handarbeit für unvereinbar mit der Tugend. Cicero nannte dieselbe ein schmutziges Gewerbe. Das waren nicht vereinzelte Stimmen, sondern die Herolde einer alle Kreise beherrschenden öffentlichen Meinung. Auch das römische Recht theilte denselben Standpunkt, indem es einerseits die geistigen Dienstleistungen nach den über das *mandatum* aufgestellten Grundsätzen behandelte, die körperlichen Dienste, die *operae illiberales*, aber der *locatio*, *conductio* zuwies. Zum Wesen des *Mandates* gehörte es, daß die übernommene juristische oder sonstige Dienstleistung unentgeltlich geschehe. Ein eigentlicher Lohn (*merces*) konnte nur für körperliche Dienste ausbedungen werden, und der Contract galt dann als Miethvertrag. Man glaube nicht, daß hierbei die richtige Scheidung zwischen Geist und

¹ Officielle Herder'sche Ausgabe (Freiburg 1891) S. 8 (9).

Körper beabsichtigt wurde. Nein, die Scheidung, welche das römische Recht vollzog, hat die körperliche Arbeit, ja den Arbeiter selbst mit Leib und Seele zur Stufe der sachlichen, rein materiellen Güter herabgewürdigt¹.

Damit kommen wir zum zweiten Merkmal der Stellung des antiken Heidenthums gegenüber der körperlichen Arbeit. Im Verhältniß zur geistigen Arbeit wurde die körperliche Thätigkeit nicht nur gering geschätzt: die Verachtung der körperlichen Arbeit ging so weit, daß man ihren menschlichen Charakter völlig verkannte, Arbeit und Arbeitskraft ganz nach Art einer Ware behandelte. Das heidnische Alterthum bediente sich im weitesten Umfange der Sklavenarbeit. Zwischen dem Herrn und seinem Sklaven bestand juridisch das Verhältniß des Eigenthümers zum Eigenthumsobjecte. Man konnte die Sklaven in der eigenen Wirtschaft verwenden, durfte sie jedoch nicht minder zu Dienstleistungen an andere vermietthen. Aber auch wenn ein Freier seine Arbeitskraft in den Dienst eines andern stellte, galt eben diese seine Arbeitskraft als das vermietthete Object, als die nußbare Sache, für deren Gebrauch man den Lohn wie einen Miethpreis bezahlte. Sachmiethe und Dienstmiethe waren völlig coordinirte Arten der *locatio, conductio*.

Hierzu trat dann noch als drittes Charakteristicum das individualistische Princip einer nahezu vollkommenen Vertragsfreiheit. Die ohnehin dürftigen, für den Schutz des Arbeiters absolut unzulänglichen Bestimmungen des römischen Rechtes waren durchgängig

¹ Vgl. I. 1, § 4, D. Mandati 17, 1. „Mandatum, nisi gratuitum, nullum est, nam originem ex officio atque amicitia trahit; *contrarium ergo est officio merces*, interveniente enim pecunia res ad locationem et conductionem potius respicit.“ Allmählich ließ man dann doch auch bei dem Mandat eine Gratification zu, die aber zunächst mit einer *extraordinaria conditio*, nicht mit der Mandatsklage, geltend gemacht werden mußte. Die spätere Rechtsentwicklung trug immer weniger Bedenken, die Verabredung eines „Honorars“ zu gestatten, und erachtete dasselbe für klagbar. Den Unterschied zwischen Mandat und Dienstmiethe verlegte man nun darein, daß es sich beim Mandate um Thätigkeiten handle, die nicht miethweise geleistet zu werden pflegen, und die eine größere Intelligenz, größeres Vertrauen, größere Selbständigkeit erfordern. (Vgl. I. 1, pr. D. si mentor 11, 6.)

Es muß als ein Fortschritt begrüßt werden, wie Herr Landgerichtsrath Gröber in einer am 12. October 1896 zu Schwäbisch-Gmünd gehaltenen Rede hervorhob, daß das neue bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in seinen allgemeinen Bestimmungen über den Dienstvertrag keinen Unterschied mehr macht zwischen den verschiedenen Arten persönlicher Dienstleistung, mögen sie geistiger oder körperlicher Art sein, und somit den Adel jeder Art von persönlicher Arbeit anerkennt.

dispositiver Art, d. h. sie konnten durch abweichende Vereinbarungen der Contrahenten ersetzt werden. Unter solchen Voraussetzungen war die Lage auch der freien Arbeiter im Alterthum durchaus nicht beneidenswerth.

Mit dem Christenthum begann eine neue, bessere Zeit für die Arbeit, die nunmehr als Pflicht, als Recht, als Ehre des Menschen allenthalben gebührende Anerkennung fand. Wenn ein Kaiser Rudolf von Habsburg bei einem einfachen Gerbermeister einkehrt und von demselben in goldenen und silbernen Geschirren bewirtet wird, so zeigt das, wie sehr das Handwerk in Ehren stand, und welchen Wohlstand die körperliche Arbeit im christlich-germanischen Mittelalter zu erringen befähigt war. Auch galt es für keine Schande, in den Dienst eines andern zu treten. Der Diener nahm theil an der Ehre seines Herrn. Das deutsch-rechtliche Dienstverhältniß war keine Miethe der Arbeitskraft, die Arbeit keine Ware. Das freie Gesinde, Gesellen und Lehrlinge kamen in persönliche Beziehung zu ihrem Herrn, bildeten einen Bestandtheil seiner Hausgemeinschaft, der „häuslichen Gesellschaft“. Die Lehrlings- und Gesellenzeit war nur die Brücke zur Erlangung der Würde eines ehrbaren Meisters. Von dem Gedeihen und der richtigen Entwicklung der Lehrlinge und Gesellen hing auch die Zukunft der Innung ab. Die Zunftordnungen beschäftigten sich darum ausführlich bis ins Detail hinein mit der Sorge für das leibliche und geistige Wohl, die Erziehung, Ausbildung, Vöhung der in fremdem Dienste stehenden Arbeiter.

Eine vollkommene Umwandlung dieser segensreichen Verhältnisse trat allmählich ein, nachdem die Grundlehre des Liberalismus, das Princip der Autonomie des Individuums, begonnen hatte, auf religiösem, politischem, socialem und ökonomischem Gebiete die christlich-germanischen Ideen und Grundsätze außer Uebung zu setzen. Ganz gewiß entfaltete der Egoismus um ein bedeutendes eher sein Banner auf dem Felde des praktischen Lebens und Strebens der Menschen, bevor die Wissenschaft den Versuch machte, ihm grundsätzlich die leitende Stellung zuzusprechen. Die privilegierten Stände hatten ihre Machtstellung vielfach zum Schaden des Volkes mißbraucht. Gar manche Zünfte waren entartet und einem engherzigen Kastengeiste verfallen. Meister und Gesellen standen einander größtentheils feindlich gegenüber. Dazu kamen die alle Geister revolutionirenden Lehren, wie sie das vorige Jahrhundert durch den Mund eines Voltaire, Diderot, Rousseau n. s. w. vortrug. Das neue „philosophische Naturrecht“ der Aufklärer war jeder Unterordnung des Menschen unter den Menschen

abhold. Es behauptete, ein jeder besitze von Natur aus ein unveräußerliches und unverjährbares Recht, ganz nach Belieben über seine Arbeitskraft zu verfügen. Dazu kam, daß auch die junge nationalökonomische Wissenschaft im Interesse des materiellen Fortschrittes die „Freiheit der Arbeit“ forderte. Schließlich vertrat sich die alte Idee einer Herren und Arbeiter umfassenden „häuslichen Gesellschaft“ nicht mehr mit den factischen Verhältnissen der zahlreichen, in den Manufacturen und Fabriken beschäftigten Arbeiter.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, um eine vollständige Umgestaltung der Stellung der Arbeit zum Besitze herbeizuführen. Die bisherigen Abhängigkeitsverhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, der Lehrlinge und Gesellen, des Hansgesindes wurden beseitigt. Freiheit und Gleichheit sollten zur vollen Geltung gelangen. Durch „freien Vertrag“ wurde das Recht auf fremde Dienstleistung erworben und gewährt. Nur ein bloßes Vertragsverhältniß verbindet den „Arbeitgeber“ mit dem „Arbeitnehmer“. Der Inhalt des Vertrags aber hängt von der „freien Vereinbarung“ der Contrahenten ab. Ist nicht eine feste und begrenzte Zeit für die Dauer des Verhältnisses bestimmt, so kann jeder der Betheiligten unter Beobachtung der ortsüblichen Kündigungsfrist von dem Vertrage zurücktreten. So bestimmte es die Gesetzgebung der französischen Revolution, die im Code civil ihre Sanctionirung fand.

Und was war die Folge dieser radicalen Umgestaltung des Dienstverhältnisses? Darauf antwortet Loening ganz richtig mit den Worten¹: „Der rechtlichen Freiheit, den Arbeitsvertrag abzuschließen und die Bedingungen desselben zu vereinbaren, entspricht nicht die thatsächliche Freiheit der Fabrikarbeiter. In der rechtlichen Form der Freiheit entwickelte sich ein System der Unfreiheit, in welchem der Arbeiter härtere Arbeitsbedingungen eingehen mußte, als ihm jemals in der Zeit der frühern Zunft- und Gewerbeordnungen auferlegt wurden, und in welchem er in einen Zustand von persönlicher Abhängigkeit von den Arbeitgebern gerieth, die vielfach thatsächlich größer war als die Abhängigkeit in den ältern Gewaltsverhältnissen. Der Grundsatz der rechtlichen Freiheit, der in der Gesetzgebung zur Durchführung gelangt war, hatte thatsächlich die Unfreiheit eines großen Theils der Nation zur Folge gehabt.“ Also keine Reform, sondern eine Revolution des Arbeitsverhältnisses hatte

¹ Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 748.

der Liberalismus vollzogen. Von dem einen Extrem war man in das entgegengesetzte gefallen, von den Ausartungen der beginnenden Neuzeit zurück in die Zustände des heidnischen Alterthums. Die alten Organisationen, welche zur Blüthezeit der Zunft dem Arbeiter wirklich einen mächtigen Schutz geboten hatten, waren beseitigt. Neue Verbände traten nicht an deren Stelle. So stand nun der isolirte Arbeiter macht- und schutzlos dem Unternehmer gegenüber, dem für seine Person immer wenigstens eine Coalition zur Verfügung steht: die Coalition zwischen der Macht des eigenen Besitzes einerseits und der Noth des Arbeiters andererseits. Allein das genügte dem Liberalismus nicht einmal. Während es den kapitalistischen Unternehmern möglich war, bei einer Tasse Thee untereinander Vereinbarungen zum Schaden der Arbeitermassen zu treffen, stellte man der ohnehin in sich viel schwierigeren Coalition der Arbeiter noch besondere gesetzliche Hindernisse und Verbote in den Weg. Das war also die gepriesene Freiheit der liberalen Aera, welche die Arbeit thatsächlich wiederum auf das Niveau einer Ware herabdrückte, deren Werth lediglich unter dem Gesichtspunkte der Herstellungskosten, des Angebotes und der Nachfrage bemessen wurde, und mit der man in Kraft des „freien Arbeitsvertrages“ so ziemlich alles machen konnte, was man wollte.

Kein Wunder, daß diese unhaltbaren Zustände immer lebhafter bekämpft wurden. Zunächst waren es die Socialisten, welche sehr scharf mit dem überlieferten Lohnvertrage ins Gericht gingen. Zwar will der heutige, sogen. „wissenschaftliche“ Socialismus die Ungerechtigkeit des Dienst- und Lohnverhältnisses nicht gerade zum principiellen Ausgangspunkte seiner Lehren machen. Als evolutionistische Theorie erwartet er vielmehr gemäß der materialistischen Geschichtsauffassung alles Heil von der naturnothwendig in der Richtung zum Collectivismus hin voranschreitenden historischen Entwicklung. Allein die Lehre vom „Mehrwerthe“, wie Karl Marx dieselbe im „Kapital“ darlegt, soll doch unverkennbar auch dazu dienen, die Ungerechtigkeit des Lohnverhältnisses als solchen zu erweisen. Jedenfalls hält der Socialismus das Lohnverhältniß für die letzte geschichtliche Form einer des Menschen unwürdigen Abhängigkeit. Auf die Sklaverei folgte die Hörigkeit und Leibeigenschaft, auf diese der Lohnvertrag, während der Zukunftsstaat die Menschheit auch von dieser Fessel befreien soll. Es handelt sich für uns an dieser Stelle nicht um eine Widerlegung oder Richtigmstellung solcher socialistischen Lehren und Behauptungen. Nur auf die extreme Ueberschätzung der körperlichen Arbeit möchten wir

kurz aufmerksam machen, wie sie den socialistischen Systemen eigenthümlich ist. Die geistige Arbeit tritt in diesen Systemen vollkommen in den Hintergrund, die körperliche Arbeit ist dem Socialismus alles, und da das Proletariat Träger dieser körperlichen Arbeit ist, so will es auch in der Gesellschaft alles sein und alles beherrschen.

Indes nicht bloß die Socialisten, auch einzelne Vorkämpfer der socialen Reform haben unseres Erachtens die richtige Grenze bei der Kritik wenigstens überschritten, als sie die naturrechtliche Zulässigkeit des Lohnvertrages überhaupt mehr oder weniger in Frage stellten und meinten, das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit könne, vom naturrechtlichen Standpunkte aus betrachtet, nur das einer gesellschaftlichen Verbindung sein. Diese Behauptung geht zu weit¹. Der Lohnvertrag dürfte denn doch, in sich betrachtet, unbedenklich als eine naturrechtlich zulässige Vertragsform gelten müssen. Wir sagen: der Lohnvertrag in sich betrachtet. Denn wer wollte verkennen, daß die gewaltige Ausdehnung, welche das Lohnverhältniß heutzutage gewonnen hat, mit den Anforderungen einer gesunden Volkswirtschaft kaum vereinbar ist? Ganz gewiß ist die fortschreitende Proletarisirung der Bevölkerung der erste und schlimmste Uebelstand, welchen die praktische Socialreform beseitigen muß, indem sie, ohne den Schutz der bereits proletarisirten Arbeitermassen aus dem Auge zu verlieren, alles aufbietet, um den noch vorhandenen Mittelstand zu erhalten, zu festigen und zu erweitern. Auch bestreiten wir keineswegs, daß gerade das Dienst- und Lohnverhältniß leicht zu zahlreichen Mißbräuchen, zur Unterdrückung und Ausbeutung des schwächern Theiles in mehrfacher Hinsicht Anlaß und Gelegenheit bieten kann. Allein daraus folgt nur die Pflicht für die berufenen Factoren, die zum Schutze der Arbeiter nothwendigen Präventivmaßregeln gegenüber jenen Mißbräuchen zu treffen. Insbesondere wird es, da eine absolut freie Festsetzung der Arbeitsbedingungen seitens der Contrahenten unvereinbar ist mit den natürlichen Pflichten der Betheiligten ebensowohl wie mit dem Gemeinwohle der ganzen staatlichen Gesellschaft, die Aufgabe der Staatsgewalt sein, dafür Sorge zu tragen, daß durch eine geeignete Arbeiterschutzesetzgebung die geistige, sittliche, materielle Knechtung und eine der Gerechtigkeit Hohn sprechende Ausnützung der Arbeiter, die Auflösung der Arbeiterfamilie und die Vernachlässigung der Jugenderziehung verhindert werde. Sie wird

¹ Vgl. hierzu P. A. Lehmkühl S. J., Arbeitsvertrag und Strike. 3. Aufl. 1895.

es nicht zulassen dürfen, daß der proletarische Arbeiter, durch die Noth und Schwierigkeit seiner Lage gezwungen, im Arbeitsvertrage Bedingungen eingehe, welche seiner menschlichen und christlichen Würde, seinen Pflichten gegen Gott, gegen seine Familie, gegen sich selbst widersprechen.

Doch beweist, wie gesagt, die Möglichkeit des Mißbrauches keineswegs die innere Unzulässigkeit des reinen Lohnvertrages in sich betrachtet. Warum soll man denn nicht einen in fremdem Eigenthum stehenden Rohstoff verarbeiten und veredeln können ganz für fremde Rechnung, so daß man sich nur den dem andern, dem Arbeitgeber, erwiehenen Dienst bezahlen läßt? Warum sollte der Arbeiter nicht den ganzen Nutzen seiner Arbeit an den Unternehmer cediren und dafür in Form des Lohnes einen gerechten Preis fordern und erhalten dürfen? Wer das bestreiten will, der muß voraussetzen, dem Arbeiter gebühre schon kraft natürlichen Rechtes¹ ein Antheil am Producte, bezw. an dem Ueberschuß des Werthes des Productes über die Productionskosten. Das würde der Fall sein, wenn zwischen Unternehmer und Arbeiter ein Gesellschaftsverhältniß im vollen Sinne des Wortes bestände. Allein es wäre eine offenbare *petitio principii*, wollte ich das, was speciell für eine Gesellschaft unzweifelhaft Geltung hat, von vornherein zum allgemeinen Gesetz des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit in dem Sinne machen, als ob jedes andere contractliche Verhältniß naturrechtlich unzulässig sei. Die Nationalökonomie allerdings redet von einer Vertheilung des Productionsertrages unter die an der Production beteiligten Personen. Aber die nationalökonomische Auffassung stellt nicht den juridischen Sachverhalt dar. Sie denkt dabei an keinen Rechtsanspruch des Arbeiters auf einen Productenanteil, sondern drückt lediglich die wirtschaftlich nothwendige Thatsache aus, daß in dem Productionsertrage sich auch dasjenige wiederfinden muß, was der Arbeiter als Entgelt seiner Leistung erhält.

Das auf dem Lohnvertrage beruhende Dienstverhältniß bietet überdies dem besitzlosen Arbeiter gewisse Vortheile, welche sich in dem Gesellschaftsverhältnisse nicht vorfinden. Zunächst erhält der Arbeiter seinen Lohn nicht etwa am Ende einer Geschäftsperiode, sondern in regelmäßigen Lohnzahlungsperioden, welche den Bedürfnissen des Arbeiters an-

¹ Selbstverständlich bekämpfen wir hier keineswegs die durch besondern Nebenvertrag stipulirte Btheiligung des Lohnarbeiters am Unternehmergewinn. Vgl. zur ganzen Frage das vorzügliche Werk von P. Ch. Antoine S. J.: *Cours d'Economie sociale* (Paris, Guillaumin et Cie., 1896) p. 554 ss.

gepaßt sind, — mag bis dahin das Product abgesetzt sein oder nicht. Bei dem Gesellschaftsverhältnisse im vollen juridischen Sinne ferner haben allerdings die Gesellschafter ihren entsprechenden Antheil am Reinertrage. Jedoch tragen sie auch gemeinschaftlich das Geschäftsrisiko. Sie können einen Antheil am Gewinn nur fordern, wenn ein Gewinn wirklich realisiert ist. Nicht so der Lohnarbeiter. Er hat kein Eigenthum am Producte, keinen Rechtsanspruch auf eine Quote des Productes oder seines Werthes. Er ist nicht Theilhaber des Geschäftes und Geschäftsgewinnes. Allein ebensowenig ist er Theilhaber des Geschäftsriscos. Hat man ihn gedungen, um irgend ein Fabrikat herzustellen, und findet später dieses Fabrikat keinen Käufer, so bewahrt der Arbeiter, trotz des Verlustes, welchen der Unternehmer erleidet, vollkommen seine vertragsmäßigen Ansprüche. Er hat seinerseits die contractlich festgestellte Arbeitsleistung vollzogen, und dafür gebührt ihm ein entsprechender Lohn. Dieser Lohn ist sein sicherer „Arbeitsertrag“¹.

Mit der Behauptung, der reine Lohnvertrag sei eine naturrechtlich zulässige Vertragsform, stehen wir übrigens durchaus auf dem Standpunkte der frühern christlichen Jahrhunderte, nicht minder auf dem Standpunkte, welchen Leo XIII. in der Encyklika *Rerum novarum* einnimmt. Nirgends verwirft der Papst den Lohnvertrag als solchen, vielmehr setzt er dessen Gültigkeit stillschweigend voraus, indem sein ganzes Bestreben sich darauf richtet, das Lohnverhältniß von Härten und Ungerechtigkeiten zu reinigen. In dieser selbigen Richtung muß sich unseres Erachtens zunächst mit möglichstem Nachdruck die sociale Reform bethätigen. Sie wird mit aller Entschiedenheit den Lohnvertrag, so wie der Liberalismus ihn verstand, bekämpfen und danach trachten, das Lohnverhältniß wiederum auf den einzig richtigen und gesunden, für das Wohl der Arbeiter wie für das Gemeinwohl der Völker entscheidenden christlich-ethischen Principien aufzubauen. Wenn und wo dann das Hinzutreten des Gesellschaftsverhältnisses zum Lohnvertrage und eines Gewinnantheiles zum Lohne, oder wenn gar in größerem Umfange eine Vertretung des Lohnverhältnisses durch die Productivassociation der Arbeiter praktisch möglich und für die Verbesserung der Lage unserer Arbeiter wirklich zuträglich wird, so stehen wir da ohne Zaudern auch für eine derartige Gestaltung der Dinge ein, getreu dem Grundsätze, den der Heilige Vater, Papst Leo XIII.,

¹ Vgl. *Arthur Verhaegen, Le minimum de salaire* (Gand 1892) p. 24.

ausgesprochen mit den Worten: *favendum* rebus omnibus esse, quae conditioni opificum quoque modo videantur *profuturae*¹. Aber das Verlangen nach Erreichung etwaiger idealer Ziele darf uns heute nicht abhalten, mit aller Kraft in erster Linie für die Besserung und richtige Gestaltung der thatsächlich gegebenen Zustände und Verhältnisse einzutreten.

„Ein Grundfehler in der Behandlung der socialen Frage ist“ — Leo XIII. zufolge² — „der, daß man das gegenseitige Verhältniß zwischen der besitzenden und der unvermögenden, arbeitenden Klasse so darstellt, als ob zwischen ihnen von Natur ein unversöhnlicher Gegensatz Platz griffe, der sie zum Kampfe aufrufe. Ganz das Gegentheil ist wahr. Die Natur hat vielmehr alles zur Eintracht, zu gegenseitiger Harmonie hingeeordnet; und sowie im menschlichen Leibe bei aller Verschiedenheit der Glieder im wechselseitigen Verhältniß Einklang und Gleichmaß vorhanden ist, so hat auch die Natur gewollt, daß im Körper der Gesellschaft jene beiden Klassen in einträchtiger Beziehung zu einander stehen und ein gewisses Gleichgewicht hervorrufen. Die eine hat die andere durchaus nothwendig. Das Kapital ist auf die Arbeit angewiesen, und die Arbeit auf das Kapital. Eintracht ist überall die unerläßliche Vorbedingung von Schönheit und Ordnung; ein fortgesetzter Kampf dagegen erzeugt Verwilderung und Verwirrung.“

Das Arbeitsverhältniß muß also wieder so gestaltet werden, daß es, seiner natürlichen Bestimmung gemäß, ein sociales Band zwischen den beteiligten Gruppen der Bevölkerung werden könne und fürderhin nicht mehr, wie in der liberalen kapitalistischen Epoche, eine Ursache und ein Mittel der Zerklüftung und Feindschaft der verschiedenen gesellschaftlichen Kreise sei. Ein sociales Band aber kann und wird das Dienstverhältniß nur dann sein, wenn erstens die Arbeit als eine persönliche That, die Arbeitskraft als ein persönliches Gut anerkannt und behandelt wird, und wenn zweitens der Zweck des Dienstverhältnisses nicht lediglich in der Bereicherung des Unternehmers, sondern in dem Wohle aller Beteiligten erblickt und die Erreichung dieses Zweckes sichergestellt wird.

Wir werden in der Folge sehen, welche Bedeutung die Durchführung dieser Grundsätze hat für die richtige Würdigung und die innere Ausgestaltung des Dienst- und Lohnverhältnisses.

¹ Encycl. „Rerum novarum“ p. 51.

² Ibid. p. 26 (27) sqq.

(Fortsetzung folgt.)

Die Literatur Alt-Japans.

Wie der Einfluß der chinesischen Civilisation sich südwärts über Annam und Cochinchina auf die malayische Halbinsel erstreckt, so noch weit stärker nordwärts nach Korea und Japan.

Die Koreaner haben zwar ihre eigene Sprache und Schrift; doch ist die erstere mit einer Menge chinesischer Wörter versetzt. Die diplomatische Verkehrssprache wie die Umgangssprache der höhern Gesellschaftskreise ist das Chinesische, und so ist denn auch alle höhere und wissenschaftliche Literatur in chinesischer Sprache abgefaßt. Von China ist neben der Lehre des Confucius auch der Buddhismus in seiner nördlichen, vorwiegend gökendienerischen und abergläubischen Gestalt herübergekommen und hat sich dann weiter nach Japan verbreitet.

Nach japanischen Nachrichten brachte ein buddhistischer Gramana Namens Schunt-ao 372 n. Chr. buddhistische Bücher und Bilder nach Koforne, wo für die „Lehre“ eine höhere Schule errichtet wurde; 375 wurden chinesische Bücher eingeführt, und 405 kam Wani, ein koreanischer Lehrer des Chinesischen, nach Japan hinüber, um den Kronprinzen in den klassischen Büchern zu unterrichten¹.

Der berühmte chinesische Reisende Tsching (635—713) führt 56 buddhistische Pilger aus China und den angrenzenden Ländern an, welche im Laufe des 7. Jahrhunderts Indien besuchten, die einen auf dem Landwege durch Centralasien nach Rhoten und Nordindien oder durch Tibet und Nepal nach Kaschmir, die andern auf dem Seewege über Java, Sumatra und die Nikobaren nach Ceylon und Arakan oder an der Küste entlang nach Birma und Tamralipti. Unter denselben werden sieben Koreaner erwähnt, welche meist die Landroute vorzogen. Die drei ersten, Aryavarma, Hwui Nih und Hwui-hao, zogen von Sin-ra im Jahre 638 aus; sie starben alle drei in Indien. Hwui-lun, der sechste dieser Pilger, fuhr (um 650) zur See bis Fu-tschu, schlug dann aber den Landweg über Tibet ein und kam nach mehr als zweijährigem Aufenthalt in Indien zur See nach China und Korea zurück. Der siebente, Hwui-tai (ebenfalls 650), wanderte über Tibet, zu Lande, hin und zurück.

Nach koreanischer Ueberslieferung ist Sin-ra die Stätte, wo unter Sin-mn-wang, dem 31. König des Landes (681—692 n. Chr.), das koreanische Alphabet erfunden wurde². Als Erfinder wird Szei-tschong-i genannt, den die Koreaner als einen ihrer größten Gelehrten verehren. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Gestaltung desselben durch die indischen Pilger angeregt wurde. Das Alphabet (14 Consonanten und 11 Vocale) weist denn auch deutlich seine Ableitung von einem indischen (sanskritischen) Vorbilde auf. Die Buchstaben wurden

¹ *Terrien de la Couperie, On the Corean, Aino and Fusang Writings* (Leyden, Brill, 1892). (Reprint from the T'oung Pao. Vol. III. Nr. 5.)

² *Grammaire Coréenne par les Missionnaires de Corée* (Yokohama 1881), p. VI.

indes wie das Chinesische in quadratische Gruppen zusammengesetzt und in senkrecht laufenden Colonnen von rechts nach links geschrieben, und die Selbständigkeit der Schrift vermochte nicht, den übermächtigen Einfluß chinesischer Sprache und Literatur zurückzudrängen¹. Beide sind übrigens bis jetzt nur sehr unzureichend erforscht, da Korea, wie kein anderes Land, sich bis in dieses Jahrhundert hinein gegen die Europäer absperrte.

Genauer erforscht ist bereits die japanische Sprache, die in Wort- und Satzbau vielfach mit den ural-altaischen Sprachen zusammenstimmt; doch hat sich eine eigentliche Verwandtschaft mit denselben noch nicht nachweisen lassen. Sie ist agglutinierend; d. h. die grammatischen Beziehungen und Veränderungen werden durch angehängte Partikeln, meist Suffixe, ausgedrückt. Die 14 Consonanten und 5 Vocale verbinden sich, mit einigen Lautveränderungen, zu 72 offenen Silben, aus denen sich der ganze Wortschatz der alten Sprache zusammensetzt. Derselbe hat sich jedoch nicht in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten, sondern immer mehr mit chinesischen Wörtern und Wortverbindungen vermischt, und zugleich den Satzbau künstlicher ausgebildet, so daß die heutige Sprache sich wesentlich von der alten unterscheidet. Wie im Chinesischen hat sich auch die feinere Umgangssprache durch eine Menge conventioneller Förmlichkeiten von der gewöhnlichen Volkssprache und von der höhern Schriftsprache getrennt. Außer der chinesischen Schrift sind noch zwei von derselben abgeleitete Silbenschriften im Gebrauch, das Hirakana und das Katakana, die beide in derselben Richtung wie das Chinesische (in senkrechten Colonnen von rechts nach links) geschrieben werden. Die Zeichen, ursprünglich chinesische Wortzeichen, stellen je eine Silbe dar (einen Vocal oder einen Consonanten mit angefügtem Vocal). Die Anwendung verschiedener Zeichen für einen und denselben Laut, wie die oft willkürliche Verbindung der Zeichen führt leicht Verwirrung herbei. Die Sprache selbst ist wegen der vielen offenen Vocale sehr wohlklingend². Der Versuch, die Japaner für eine Transcription in lateinischen Lettern zu gewinnen, ist bis jetzt mißglückt, wie bei andern orientalischen Völkern.

Das älteste Schriftdenkmal Japans ist das Kojiki („Annalen des Alterthums“)³. Es stammt aus dem Jahre 712 n. Chr. und ist mitunter als die

¹ *A. de Rosny*, *Aperçu de la langue Coréenne*, Journ. Asiat. (1864). — *Dallet*, *Histoire de l'Église de Corée* (Paris 1874), I. p. LXVII s.

² „Die japanische Sprache ist nach dem Urtheil aller, die sich mit ihr beschäftigen haben, vocalreich und klingend, in ihrem Wortschatz, in ihrer Grammatik und Syntax jedoch zu arm, unentwickelt und schwerfällig, um den Anforderungen einer höhern Geistescultur zu genügen. Sie ist wie ein plumpe, ungefüges Werkzeug, mit dem selbst der geschickteste Arbeiter nur theilweise und mühsam seinen Zweck erreicht.“ *J. J. Rein*, *Japan, nach Reisen und Studien* (Leipzig, Engelmann, 1881), I, 470.

³ *F. Victor Dickins* (*Taketori no Okina no Monogatari*. London, Trübner, 1888, p. 37. Anm.) sagt darüber: „This extraordinary farrago of feeble and often filthy myths and legends has had the good fortune to meet with such an able translator as Mr. B. H. Chamberlain. Trivial, even childish, as the collection is, it is interesting as furnishing striking instances of what myths

„Bibel“ der Japaner bezeichnet worden. Der Name trifft indessen nur schlecht zu; denn es umfaßt nur die einheimische Mythologie und älteste Sagengeschichte des Landes, ohne jedweden Anspruch, eine Offenbarung oder einen verpflichtenden Sittencodex zu enthalten. Die Mythologie ist so wunderbar-phantaftisch, wie jene der mal-altaischen Stämme oder der Polynesier. Aus dem Chaos gehen durch Trennung der Elemente Himmel und Erde hervor, aus ihrer Mitte ein göttliches Wesen, Kami, das hundert Millionen Jahre lebt; ihm folgte ein zweites und drittes Kami von ebenso langer Dauer. Dann kommen vier Götterpaare, die je zweihundert Millionen Jahre walten; das letzte derselben zeugt Japan mit seinen Inseln, Bergen und Flüssen, einen Urbaum und eine Urpflanze und endlich Ten-zio-dai-jin, einen Sonnengott, der nun an die Stelle aller vorausgegangenen Götter tritt. Von ihm stammen die fünf irdischen Göttergeschlechter. Seine jüngern Brüder sind die Götter des Mondes, des Meeres und des Sturmes. Der Sturmgott stiftet allerlei Unruhe und Hader, steigt nach Japan hernieder und befreit eine Jungfrau von einem Drachen. Von ihrem Sohn stammen die Halbgötter und Heroen ab, welche mit den Menschen in Verkehr treten, die irdischen Kamis. Einer von diesen wird Begründer des ersten japanischen Kaiserhauses, dessen Sagengeschichte 660 v. Chr. beginnt und im Kojiki schließlich in die wirkliche Geschichte übergeleitet und bis 628 n. Chr. weitergeführt wird. Zu einer epischen Ausgestaltung ist weder die theilweise kraße und schmutzige Göttersage, noch die Heldensage gelangt.

An das Kojiki reiht sich als zweitältestes Werk das Nihongi, „Die Chronik von Japan“, eine schon etwas höher stehende Leistung, aber chinesisch geschrieben. Das Chinesische vertritt hier einigermaßen die Stelle unseres mittelalterlichen Lateins. Das Werk stammt aus dem Jahre 720. Den merkwürdigsten Gegensatz zu demselben bietet das Man-yōshū, „Die zehntausend Blätter“, d. h. eine Blütenlese der ältesten japanischen Poesie, ohne Beimischung chinesischer Elemente, für die Kenntniß Alt-Japans und seiner Sprache deshalb von höchstem Werth, von den japanischen Kritikern auch in poetischer Hinsicht als klassische Anthologie überaus hochgeschätzt und im Laufe der Zeit mit vielen Commentaren versehen. Sie rührt ebenfalls aus dem Jahre 720 her, die verschiedenen Stücke aber gehören einer bedeutend ältern Zeit an und lebten wohl lange in mündlicher Ueberlieferung fort, ehe die chinesische Schrift Eingang fand und die Aufzeichnung derselben ermöglichte. Wann das geschah, ist unsicher. Das Nihongi setzt die Einführung der chinesischen Schrift in das Jahr 284 n. Chr. Ein Koreaner, Njiki, soll den damaligen Kronprinzen darin unterrichtet haben. Die Chronik enthält indes viel Fabelhaftes, und wahrscheinlich ist die ideographische Schrift der Chinesen erst später nach Japan gedrungen.

in their crude beginnings really were. In addition, the traits of a fairly ample picture of the social life of the unincised Japanese may be gathered from it, and the songs, it contains, though devoid of literary value, have considerable philological interest. Mr. Chamberlain has enriched his version with notes and commentaries that constitute an invaluable aid to the study of the origin of Dai Nippon.⁴

Das Man-Yōshū erinnert in manchen Stücken an das Schiking. Wie dieses stellt es gewissermaßen die Blüthe und Auslese der ältesten Poesie dar; doch besitzt es weder das dogmatisch-ethische Ansehen, noch den theilweise volksthümlichen Charakter des chinesischen Liederbuchs. Es ist kein heiliges Buch und kein eigentliches Volksbuch; es ist weltlich, höfisch¹.

Auch Form und Gehalt zeigen, bei einigen Punkten der Aehnlichkeit, doch große Unterschiede. Die chinesische Strophe ist nicht nur streng an den Reim gebunden, sondern auch an die „Töne“, d. h. den Tonaccent, der stark die Wortstellung beeinflusst, und an den Parallelismus der Glieder. Von diesen sehr beengenden Fesseln ist die japanische Lyrik frei. Sie kennt weder Reim, noch Ton, noch Accent, noch Quantität, noch Alliteration, und wenn sie auch häufig Parallelismen bringt, so können sich dieselben ganz frei bewegen. Die ganze Kunst beschränkt sich auf Silbenzählung, und auch diese hat sich auf das denkbar einfachste Schema reducirt. Bei weitem die meisten japanischen Gedichte bestehen aus Verszeilen, die abwechselnd 5 und 7 Silben zählen, und zum Abschlusse wird gewöhnlich noch eine Zeile von 7 Silben hinzugefügt.

Hototogisu (5)	Sehe ich auf den Ort,
Nakitsuru kata wo (7)	Wo eben der Kuckuck gesungen,
Nagamureba (5)	So ist alles fort,
Tada ari-aka no (7)	Nur der Mond ist noch dort,
Tsuki zo nokoreru (7)	Von der Morgendämm'ung umschlungen.

Zu diesem einfachen Schema gesellen sich noch ein paar Künsteleien, welche für den Europäer mehr oder weniger ungenießbar sind, nämlich die „Rissenwörter“, d. h. Flickwörter, welche an sich bedeutungslos, nur um des Wohlklanges willen andern Wörtern vorgelegt werden, sogen. „Vorreden“, d. h. ganze Sätze, die nur als wohlgefälliger Klingklang dem Gedichte vorausgehen, und endlich „Angelworte“, d. h. Worte, die einen doppelten Sinn haben, in dem einen Sinn nach vorn, im andern nach hinten gezogen werden, so daß nur durch den Doppelsinn derselben eine Construction und ein Sinn herauskommt.

Diese Künsteleien, in andern Sprachen kaum nachzuahmen, finden sich am meisten gerade in den ältesten Gedichten. Sie weisen auf einen noch ziemlich unentwickelten, kindisch-barbarischen Geschmack hin, dem sich die Japaner indes auch in der Folgezeit nie zu entringen vermochten².

Im Jahre 905 wurde eine neue, ähnliche Sammlung veranstaltet, das Kokinshū, d. h. „Sammlung alter und neuer Lieder“. Der Sammler Tsurayuki, ein Dichter von hoher Familie, und seine drei Mitarbeiter gingen haupt-

¹ Basil Hall Chamberlain, The Classical Poetry of the Japanese (London 1891).

² Neben diesen kurzen Strophen von nicht mehr als 31 Silben in 5 Versen waren in der ältern Zeit indes auch längere Strophen im Gebrauch, aber keine anders gebauten Verse, als die eintönigen, wenn auch noch so wohlkautenden Fünf- silber und Sieben- silber.

fächlich darauf aus, die längern Gedichte zu verdrängen und nur die 31silbigen Gedichte als wahrhaft klassisch und mustergiltig gelten zu lassen. So stoppelten sie denn viele Tausende solcher winzigen Gedichtchen zusammen und ordneten sie nach gewissen Hauptkategorien: Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Glückwunsch, Abschied, Wanderschaft, Elegien, Witz, Räthsel, Arosticha u. s. w. Die „Liebesgedichte“ sind in fünf Gruppen getheilt, die mit „stillen, noch nicht eingestandener Liebe“ anfangen und mit „unerwiderter und vergessener Liebe“ aufhören.

An diese Sammlung reihten sich vom 10. bis 15. Jahrhundert noch zwanzig andere, ähnliche Anthologien, welche zusammen „Die Sammlungen der einundzwanzig Regierungen“ (Ni-yū-ichi Dai-shū) genannt werden: ein wahres Riesenmeer von poetischen Nippfächelchen und Knallbonbons. Denn eine natürliche, mannigfaltige und wirklich bedeutende Lyrik konnte nach dieser mikroskopischen Generalschablone sich nicht entwickeln. Es ist da meist von Blumen, Vögeln, Mondschein, fallenden Blättern, Schneeflocken, Bergnebeln, Liebesklagen, Vergänglichkeit u. s. w. die Rede. Manche der Dingerchen sind ganz nett, wie Blümchen, Käferchen, winzige Schmetterlinge oder Thautropfen auf einer Blume, in denen sich die Sonne spiegelt. Aber selbst leichte Naturskizzen und Stimmungsbildchen konnten auf so engem Raum nicht ausgeführt werden. Es bleibt bei Andeutungen und kleinen Pinselstrichen, aus denen sich der Leser selbst dann das Phantasiebild gestalten muß.

Die berühmtesten Dichter sind Hitomaro und Akahito (Anfang des 8. Jahrhunderts) und Tsurayuki (um 930). Bald nach ihnen beginnt schon der Verfall der Poesie, da die vorhandene Form erschöpft war, neue Formen sich nicht entwickelten, die chinesische Bildung immer größern Einfluß gewann und das alt-nationale Element von nirgendher Stärkung erhielt. Das Volk hatte an dieser Poesie so gut wie keinen Antheil. Bei einem „Abendliedchen“ einer der Sammlungen wird angemerkt: „Der Name des Verfassers obigen Liedes wird nicht angegeben, weil er von geringem Range war.“ Die Kunst war völlig höfisch. Unter den Dichtern figuriren die Mikados: Zhiyocasi (629—641) und Shivanm (724—756), Prinzen, Prinzessinnen, Minister und Ministersöhne, Geheime Hofrätthe und Oberbonzen. Das Versmachen war nur ein eleganter Zeitvertreib wie dilettantische Musik und Kleinkunst¹.

Bis zur Revolution von 1868 gehörte Poesie in diesem Sinne zu der unerläßlichen Fertigkeit eines japanischen Cavaliers. Selbständige Erfindung wurde nicht gefordert; wenn man nur durch elegante Couplets seine Belesenheit und sein gutes Gedächtniß ausweisen konnte. Auch chinesische Verse wurden geschmiedet, wie in Europa lateinische. Eigene Lehrer und Lehrerinnen verdienen ihr Brod mit Unterricht in dieser Art von Salonpoetik. Sie bekommen dafür Diplome, geben Privatstunden und halten poetische Kränzchen ab. Die Themata

¹ F. Victor Dickins, Hyak nin Is'shin, or Stanzas by a Century of Poets, being Lyrical Odes etc. (London, Smith, 1866). — Léon de Rosny, Anthologie Japonaise. — R. Lange, Altjapanische Frühlingslieder aus der Sammlung Rokinwakashū (Berlin, Weidmann, 1884).

richten sich, von besondern Gelegenheiten abgesehen, nach den Jahreszeiten, wobei auch in Bezug auf die Anwendung der Bilder ein gewisser Conventionalismus herrscht. So muß der Mond im Herbst besungen werden, namentlich im September; in den andern Jahreszeiten ist er nicht saisonfähig. Im November aber wird statt der letzten Rose das „letzte Chrysanthemum“ besungen.

Seitdem Japan mit seiner ganzen politischen Vergangenheit gebrochen, sind auch Versuche gemacht worden, diese Hofpoeterei zu beseitigen. Professor Toyama, der Director des Litteratencollegiums an der kaiserl. Universität, stand damit aber ziemlich vereinzelt da. Der Hof verharrete bei seinen alten Ueberlieferungen. Und so hält die Familie des Mikado noch jetzt ihre Lehrer der Poetik. Einmal im Jahr aber, im Januar, wird eine poetische Aufgabe ausgeschrieben, über welche der Mikado und seine Gemahlin und die höchsten Hofwürdenträger ihre Gedichtchen von 31 Silben verfassen. Im Jahre 1890 lautete das Thema „Patriotische Glückwünsche“, in andern Jahren: „Die hohe Lebensdauer des grünen Bambus“, „Tannenbäume im Schnee begraben“ u. s. w. Den Hauptwitz bilden natürlich seine Complimente auf das Herrscherhaus, wenn sie auch dem Stoffe nicht nahe liegen, sondern weither gezogen werden müssen.

Außer dieser höfischen Lyrik besitzt Alt-Japan nur noch eine Gattung von Poesie, nämlich das Singspiel, das sich mehr oder minder ebenfalls zum höfischen Zeitvertreib gestaltete. Es kam im 14. Jahrhundert auf und gelangte dann in den zwei folgenden zur Blüthe. Wie bei den Indern und andern Völkern entwickelte es sich aus religiös-festlichen Chorgesängen und Tänzen. Aus dem Chor trat erst ein Sänger oder Declamator hervor, dann zwei. Bei zwei Rollen blieb es lange. Als mehrere hinzutraten, verlor dieses Singspiel, das die Japaner als klassisch betrachten, seinen vorwiegend lyrischen Charakter und ging ins eigentliche Drama über. Die Stücke verrathen buddhistischen Einfluß. Wahrscheinlich waren in den wirren, stürmischen Zeiten, in welchen sie entstanden, die Tempelschulen der Buddhisten noch die einzigen Zufluchtsorte literarischer Thätigkeit. In dieser Sorge für weltliche theatralische Unterhaltung lag übrigens schon ein Bruch mit der weltfeindlichen Grundrichtung der ältern Buddhalehre, und der Buddhismus, der in diesen Stücken auftritt, trägt denn auch ein vorwiegend tantrisches Gepräge, voll Geisterglaube und Aberglaube, Zauberspuh und Beschwörungsriten.

Eine eigentliche Bühne gab es nicht. Die Stücke wurden in einer großen offenen Halle gegeben, die mit einem Pagodengiebeldach bedeckt war. Auf drei Seiten derselben saßen die Zuschauer nach japanischer Sitte auf Matten am Boden, die Vornehmsten in der Mitte. Ihnen gegenüber kauerte das Orchester, das nur aus ein paar Flöten, Tamburinen, Trommeln und einem Triangel bestand, und die zwei Schauspieler. Die Trennung vom Publikum war nur durch ein paar kleine Tannen angedeutet; an der Hinterwand war eine Tanne gemalt, der traditionelle, unveränderliche Hintergrund für alle Stücke. Auf eine scenische Täuschung wurde gänzlich verzichtet. Dagegen waren die Kostüme so herrlich und kostbar wie möglich. Der sonstigen Einfachheit des Theaters entsprach auch die primitive Einfachheit und Naivetät der Stücke.

„Der Todesstein“ heißt ein solches Stück. Die zwei handelnden Personen sind ein Gespenst und der Bonze Genwu. Als Schauplatz hat man sich das einsame, unheimliche Moor von Nasu, nördlich von Jeddo, zu denken. Da nichts dasselbe andeutet, hat der erste Schauspieler das anzuzeigen. Er tritt auf und sagt:

Ich bin Bonze und heiße Genwu. Immer festgebannt auf den Stuhl der Beschauung, habe ich lange geklagt über meine Unvollkommenheit in dem, was von allem das wichtigste ist. Aber jetzt sehe ich klar, und den rituellen Wedel in der Hand, ziehe ich aus und schaue mir die Welt an. Nachdem ich mich in der Provinz Michinoku aufgehalten, möchte ich nun gern hinauf in die Hauptstadt, und dort die Winterfaison der Beschauung zubringen. Ich habe den Fluß Shiva-taha überschritten und bin auf dem Moor Nasu in der Provinz Shimotsuke angekommen.

Er will sich setzen, da erscheint ihm der Geist.

Geist. Ach! Laß dich nicht im Schatten dieses Steines nieder!

Bonze. Was denn? Ist denn irgend ein Grund vorhanden, nicht unter dem Schatten dieses Steines zu ruhen?

Geist. Ja. Das ist der Todesstein des Moors von Nasu; und nicht nur Menschen, sondern auch Vögel und Thiere gehen zu Grunde, wenn sie ihn bloß berühren.

Such nicht den Tod! Wie? Hörtest du nicht sagen,

Daß Nasus Todesstein mit Fluch geschlagen?

Ich bitte dich, komm ihm nicht nahe!

Bonze. Was ist's denn, was diesen Stein so mörderisch macht?

Geist. In ihn entwich in alter Zeit der Geist derjenigen, die genannt wurde „das tadellose Mädchenjuwel“, der Geliebten des Kaisers Toba.

Bonze. In diesen Stein? Hier einsam soll sie wohnen?

Nein, eher im Palaste muß sie thronen.

Geist. Wahrhaftig! Die Geschichte kann doch nicht ohne Grund aus den alten Zeiten bis auf uns gelangt sein.

Bonze. Dein Aussehen und deine Sprache scheinen mich zu versichern, daß die Geschichte dir nicht unbekannt ist.

Geist. Nein! Nein! Ich weiß nur einige Umrisse. Die Erinnerung an des Mädchens Schicksal schwindet hin wie der Thau.

Bonze. Einst in des Königs Hallen

Sah man die Schöne wallen.

Geist. Jetzt hier an das einsame Land

Bonze. Ist ihr Geist gebannt,

Geist. Und brütet über dem Sumpf,

Bonze. Und wer hier sucht Raft,

Geist. Den jählings kalt und dumpf

Bonze. Der Todesfluch erfaßt.

Chor. Auf Nasus Moor der Todesstein

Steht stumm und still, jahraus, jahrein

In Winterschnee und Sommersgluth,

Und graues Moos hüllt rings ihn ein;

Doch drinnen haust des Teufels Wuth.

Kalt fauft der Wind. Die Eulen ſchrei'n,
 Die Tannen ſeuſzen klagend drein.
 Im niedern Buſch die Füchſin beſt,
 Deſ Schakals Jammerruf ergelkt
 Im herbſtlich trüben Abendſchein¹.

Abwechſelnd, aber mit ziemlich ungeſchickter Vertheilung, ſchildern nun der Geiſt und der Chor in Verſen die Schönheit und die vielen andern Vorzüge der kaiſerlichen Courtiſane und erzählen dann, wie bei einem Abendſeſte im Sommergarten plötzlich eine wunderbare Finſterniß eintrat, alle Lichter erloſchen, von dem „Mädchenjuwel“ ſich ein Zauberlicht verbreitete, der Kaiſer erkrankte, der Oberhofmagier die Courtiſane der Zauberei anklagte und die Liebe des Kaiſers ſich in den grimmigſten Haß verwandelte, worauf die Zauberin — denn das „Mädchenjuwel“ war weiter nichts als eine Hexe — zu Raſus Moor entweicht und ſeitdem in dem „Stein des Todes“ haust.

Der Bonze, der das alles vernommen, fragt nun den Geiſt, wer er eigentlich ſei, und nachdem ſich derſelbe als das „tadelloſe Mädchenjuwel“ zu erkennen gegeben, nimmt er eine weitläufige Geiſterbeſchwörung vor, durch welche der Geiſt der greulichen Hexe und Zauberin von allem Fluche befreit und zum Eingang ins Nirwana befähigt wird.

Ein anderes Singſpiel iſt „Das Federkleid“ betitelt. Die zwei handelnden Perſonen ſind ein Fiſcher und eine Fee. Es ſpielt am Meeresſtrande, am Fuße des Vulcanes Fujiyama. Die Landſchaft iſt prächtig beſchrieben. Die Fee hat ihr Federkleid ausgezogen. Der Fiſcher ſieht es und bemächtigt ſich deſſelben, gibt es indessen auf die inſtändigen Bitten der Fee zurück, aber nur unter der Bedingung, daß dieſelbe vor ihm einen Feentanz aufführe. Der übrige Text, in welchen ſich die Fee mit dem Chor theilen, iſt eine mythologiſche lyriſche Erklärung des Feenballets, das bis zu Ende dauert. Die Erwähnung des Götterberges Suméiro (Sanſkrit: Suméru) erinnert uns daran, daß dieſe Feen nicht eigentlich Japan angehören, ſondern identiſch mit den indiſchen Apſaras ſind².

Das Singſpiel „Das Kiſſen von Kañtamu“ ſpielt in China. Ein buddhiſtiſcher Pilger kommt in das Dorf Kañtamu und ruhet hier auf dem berühmten Kiſſen, auf dem man in wunderbaren Träumen einen Vorgeschmack der Seligkeit des Nirwana erhält. Ein Geſandter beruft ihn auf den kaiſerlichen Thron, da der Kaiſer von Ibara zu ſeinen Gunſten abgedankt hat. Ein Chorlied malt die Herrlichkeit aus, die der Pilger Koſei nun 50 Jahre als Kaiſer genießt. Ein Miniſter bringt ihm den Becher der Unſterblichen neſt Ambroſia, und nun führt der Chor einen Tanz auf, der den Zübel der Unſterblichen ſchildert, bis Koſei erwacht und die vier Jahreszeiten ihm im Kopf umhertanzen. Die ganze Weltanſchauung geht in Tanz auf.

¹ Die zwei Strophen ſind einem chineſiſchen Dichter Pe-fü-yih entnommen und mit einiger Abänderung eingefügt.

² Vgl. G. Bousquet, Le Japon de nos jours (Paris 1877) I, 407 ff.

Mehr eigentlich japanisches Gepräge trägt das Singpiel „Nakamitsu“. Der Titelheld ist Lehnsmanu eines Großwürdenträgers, des kaiserlichen Stallmeisters Mitsunaka. Die Söhne beider werden als Gespielen in der Schule des großen Bonzentlosters auf dem Berge Hiyei erzogen. Dahin zieht Nakamitsu im Anfang des Stückes, um den Sohn seines Herrn, Bijihau, nach Hause zurückzubringen. Sofort nach der Rückkehr stellt Mitsunaka mit seinem Sprößling eine Prüfung an, gewahrt aber zu seinem großen Verdruß, daß Bijihau ganz und gar nichts gelernt. Er kann weder die Schriften lesen, noch das Gewöhnlichste schreiben, noch musizieren. Wie uns der Chor erzählt, geräth der hohe Herr darüber in solchen Zorn, daß er sein Schwert zieht und den Sohn als eine Schande seines Hauses sofort umbringen will. Nakamitsu verhindert es, erhält aber selbst den Auftrag, den Knaben zu tödten. Jetzt erhebt sich ein Kampf des Edelmutheß zwischen dem Bijihau, der um keinen Preis fliehen will, und Nakamitsu, der sich sträubt, ihn zu tödten, zwischen dessen eigenem Sohne, der sich für Bijihau als freiwilliges Opfer anbietet, und Bijihau, der dagegen Einspruch erhebt. Ein noch mächtigerer Kampf erhebt sich in Nakamitsus Herz, da beide den Entscheid ihm anheimstellen. Die Vaterliebe sträubt sich, das eigene Kind zu opfern; die Vasallentreue sträubt sich, den erhaltenen Befehl seines Herrn unausgeführt zu lassen; aber das ist echt alt-japanisch: die Vasallentreue gibt schließlich doch den Ausschlag. Er schlägt seinem eigenen Sohne das Haupt ab und meldet dann Mitsunaka, daß sein Befehl vollzogen sei, während Bijihau in dem Kloster wieder in Sicherheit gebracht wird. In der letzten Scene bringt ihn der Oberbonze des Klosters dann dem Vater wieder und erzählt ihm, was Nakamitsu gethan. Aber der herzlose Vater läßt sich auch dadurch kaum rühren. Er schließt daraus nur, daß sein Sohn ein Feigling sei, weil er, nach der Opferthat seines Freundes und Gespielen, nicht das Harakiri vollzogen, d. h. sich selbst entleibt habe. Erst die Thränen und Reden des Oberbonzen stimmen ihn weicher und bringen eine Versöhnung zu stande. Nakamitsu holt Wein herbei und der Oberbonze fordert ihn dann zum Tanzen auf. Und wirklich muß der arme Vater, der seiner Vasallentreue den eigenen Sohn geopfert, jetzt tanzen und dazu singen:

Wasservöglein! Ach allein!
 Kannst nicht spielen mehr zu zwei'n.
 Flatt're, flatt're kummerschwer
 Auf den Wogen hin und her!

Und der Chor wiederholt es:

Flatt're, flatt're kummerschwer
 Auf den Wogen hin und her!

Dann nimmt Bijihau Abschied, um im Kloster weiterzustudiren, und Nakamitsu mahnt ihn:

Studire fleißig! Vor des Vaters Zorn
 Wird dich zum zweiten Male keiner retten!

Diese alten Singspiele (Nō) haben sich bis herab auf die Gegenwart in der Gunst der obern Zehntausend erhalten. Die Libretti derselben galten als werthvoller Familienbesitz und wurden so von einem Geschlecht auf das andere vererbt und als vornehme Salonsunterhaltung immer von neuem gegeben. Sie gelten auch zugleich als Schule und Uebung der alten Dichtersprache, da selbst die Gebildeten sie ohne Textbuch kaum völlig genießen können. Die meisten füllen kaum eine Stunde. Sie werden aber auch nicht vereinzelt aufgeführt, sondern fünf bis sechs an einem Tage. Die Zwischenpausen werden mit kleinen Komödien und Possen ausgefüllt, die in Sprache, Ton und Haltung völlig damit contrastiren.

Zwischen den erhabenen Beschwörungen des Bonzen am „Todesstein“ und den pathetischen Reden des buddhistischen Pilgers Kosei begegnen uns da Possen, welche das Leben und Treiben der Bonzen und den Buddhismus selbst grausam cariciren und verspotten. Da ist z. B. ein alterstümder Oberbonze, der sich in den Ruhestand begeben und darum die Klostersgeschäfte in jüngere Hände niederlegen will. Aber es geht schlimm. Der erste Besucher, der sich bei seinem Nachfolger einstellt, bittet, da es eben zu regnen begonnen, ihm einen Regenschirm zu leihen, und der Neuling leiht ihm gleich den besten vorrätigen Regenschirm. Der alte Oberbonze verweist ihm das sehr, und da der junge fragt, was er denn hätte sagen sollen, erwidert er: „Du hättest sagen sollen: Die Bitte, womit du mich beehrst, wäre an sich leicht zu erfüllen. Aber vor einem oder zwei Tagen ist unser Herr mit (dem Regenschirm) ausgegangen, und da er an einem Kreuzweg in einen Sturm gerieth, so flogen die Rippen nach der einen Seite und die Haut nach der andern. So haben wir Haut und Rippen in der Mitte zusammengebunden und ihn an der Decke aufgehängt. Da dem so ist, so dürfte er kaum deinen Wünschen entsprechen. — So etwas, ja, so etwas, was einen Schein von Wahrheit hat, hättest du sagen sollen!“ Der Neuling merkt sich das, und wie nun wieder ein Besucher kommt und sich ein Pferd leihen will, erklärt er ihm: „Die Bitte, womit du mich beehrst, wäre an sich leicht zu erfüllen. Aber vor einem oder zwei Tagen ist unser Herr mit ausgegangen, und da er an einem Kreuzweg in einen Sturm gerieth, so flogen die Rippen nach der einen, die Haut nach der andern Seite. So haben wir denn Haut und Rippen in der Mitte zusammengebunden und es an der Decke aufgehängt. Da dem so ist, so dürfte es kaum deinen Wünschen entsprechen.“ — „Aber ich bitte ja um ein Pferd!“ sagt der Besucher erstaunt. — „Ja, sicher, ein Pferd,“ erwidert der noch weltunerfahrene Bonze. Er erhielt nun von dem Alten neue Weisung, wie man einen abweisen soll, der einen Gaul leihen will. Aber das Unglück will, daß der nächste Besucher keinen Gaul leihen, sondern den alten Oberbonzen zu einem Besuch für ein Familienfest einladen will. Darauf antwortete nun der Unglücksmensch: „Wir brachten ihn jüngst auf die Weide; da wurde er zu lustig, verstauchte ein Bein und liegt nun unterm Stroh im Stalle. Da dem so ist, wird er kaum kommen können.“

Eine andere solche Posse „Za-Zeu“ (die Abstraction) wendet sich gegen die wunderlichen Andachten der Buddhisten. Um seine Frau zu prellen, gibt ein frivoler Ehemann vor, er müsse, um zur Andacht zu gelangen, geraume Zeit

unter der Decke der Abstraction liegen; niemand dürfe ihn aber dabei stören. Anstatt seiner legt er aber seinen Diener unter die Decke; die neugierige Frau kommt, lüftet die Decke und entdeckt den Betrug. Um sich zu rächen, legt sie sich dann selbst unter die Decke. Der Mann, der zurückkommt, glaubt den Diener noch darunter und erzählt seine Streiche, bis die Frau es vor Wuth nicht mehr aushält und über ihn herfällt.

Gehört diese Art Komik auch nicht zur feinsten, so legt die Ausführung doch viel Witz und Humor an den Tag. Auch in der humoristischen Kleinkunst der Japaner bildet der Buddhismus einen beliebten Vorwurf des Scherzes.

Die wissenschaftliche Prosaliteratur der Japaner entwickelte sich fast ganz nach chinesischem Muster und unter chinesischem Einfluß. Die canonischen Bücher der Chinesen wurden in hohem Grade eine Bildungsquelle auch für Japan. Die alte Shiuto-Religiou hatte denselben nichts von gleichem Ansehen und gleicher Bedeutung gegenüberzustellen. Das Kojiki Den umfaßte nur die alte phantastische Mythologie, ohne Versuch, eine philosophische Weltbetrachtung daraus abzuleiten. Kofshi Den, das große Werk Hiratas über die alte Landesreligion, blieb unvollendet. An die Korito, die alten Shinto-Rituale, krustete sich eine weitichweifige Menge von Commentaren, aus denen sich jedoch kein mächtiges, herrschgewaltiges Lehrsystem gestaltete. Ueberallhin verbreiteten sich die Lehren des Confucius und des Buddha und führten ein buntes Gemisch der religiösen Anschauungen herbei. Bei der Beweglichkeit und Leichtlebigkeit, dem kriegerischen Geist und der Genußsucht der Japaner fand die ernstere Richtung des Buddhismus wenig Boden, die mehr äußere Form und der Zauber glauben breiteten sich weithin aus. Es bildete sich eine eigene Schule von Moralisten (Dōtoshū), welche Ideen des Buddhismus und des Confucianismus auf utilitaristischer Grundlage zu verschmelzen suchten. Von Interesse sind die zwei Sammlungen Jitsu-go-kyō (Lehren der Worte der Wahrheit) und Dōji-kyō (Lehre für Kinder). Wichtigere, originelle Werke hat der Buddhismus nicht aufzuweisen. Dagegen waren seine Anhänger vielfach an der Prosaliteratur theilhaftig.

Als begünstigtes Fach erscheint in Japan, wie in China, die Geschichte, wenn die Leistungen der Japaner auch an Umfang und Güte hinter jenen der Chinesen zurückstehen. Neben den schon erwähnten Werken Kojiki und Nihongi nimmt die Chronik Dai Nihonshi den ersten Rang ein. Sie wurde, unter Leitung des zweiten Prinzen von Mito, eines sehr freigebigen Mäcenas, gegen Ende des 16. Jahrhunderts von einer ganzen Gesellschaft japanischer und chinesischer Gelehrten zusammengestellt und zählt 100 Bände. Neben dieser officiellen Reichsgeschichte gibt es eine Menge anderweitiger Geschichtswerke, welche durchweg überaus trocken und langweilig geschrieben sind und keinen rechten Einblick in das innere Leben des Volkes gewähren, aber durch ihre nüchterne Thatsächlichkeit und ihren patriotischen Gehalt politisch, ja sogar oft begeisternd auf die nationale Stimmung gewirkt haben¹. Eines derselben, das Nihon Gwaishi, war noch in

¹ Als hervorragendere darunter gelten Mitju Kagami, Gempai Seijūki, Heike Monogatari, Taiheiki.

den letzten Jahrzehnten stark verbreitet und trug nicht wenig zum Sturze des Shogunnats bei. Einzelbiographien sind massenhaft vorhanden und theilweise zu großen biographischen Sammelwerken vereinigt. Eines derselben, von dem Bonzen Kognan verfaßt und schon 1322 dem damaligen Mikado gewidmet, Genkio Satusho, ist chinesisch geschrieben und enthält in 15 Bänden die Lebensabrisse von etwa 400 berühmten Kaisern, Bonzen und andern vornehmen Anhängern des Buddhismus. Auch unter der zahlreichen Memoiren- und Tagebuch-Literatur ragt das Werk eines buddhistischen Bonzen hervor, das den Titel Hōjoki führt und sehr beweglich die trüben Zeitadspete am Anfang des 13. Jahrhunderts schildert, aus deren Schicksalschlägen der Verfasser sich endlich in die Klosterzelle gerettet. Das Tagebuch der berühmtesten japanischen Schriftstellerin — Murasaki Shikibu Niki — zeichnet sich durch seinen überaus schwierigen Stil aus.

Sehr reichhaltig ist ebenfalls die Topographie Japans bedacht. Illustrierte Reisebücher, unter dem Namen Maishō-Zue bekannt und von verschiedenen Verfassern herausgegeben, beschreiben sehr genau die sämtlichen Provinzen nach einem einheitlichen Plan. Sie sind, wenn auch im Lande selbst wenig geschätzt, doch gut gearbeitet, erreichen aber nicht die Bedeutung der gewaltigen geographischen und topographischen Leistungen der Chinesen.

Auch in Bezug auf Grammatik und Sprachkunde sind die Japaner hinter den Chinesen zurückgeblieben. Die besten Wörterbücher der eigentlich klassisch-japanischen Sprache — Watun no Shiori und Gagen Shurau — sind beide fragmentarisch geblieben und haben erst in einem neuern Genkai („Meer der Worte“) ihre Ergänzung gefunden. Am meisten Verdienst um die Erforschung der alten Sprache und um ihre nationale Neubelebung erwarben sich die Sprach- und Literatur-Kundigen Mabuchi (gest. 1769), Matoori (gest. 1801) und Hirata (gest. 1843). Als der feinste und vollendetste Stilist gilt Matoori.

Als die Nachahmung alles Chinesischen noch im Schwange war, erschienen auch zahlreiche Sammlungen „Vermischter Schriften“. Von den zwei berühmtesten rührt die eine — Makura no Sōshi — von der kaiserlichen Hofdame Sei Shōnagon (im 11. Jahrhundert) her, die andere — Tsurezure Gusa — von einem buddhistischen Mönch, der 1350 starb.

So riesige Encyclopädien anzulegen, wie die Chinesen, fehlte den Japanern die nöthige Geduld und Ausdauer; doch hat es ein derartiges chinesisch-japanisches Werk, das am Anfang des 18. Jahrhunderts zu Jeddo erschien, immerhin bis auf 105 Bände gebracht.

H. Baumgartner S. J.

Der Werth Afrikas.

Das Afrika unserer Jugend ist dahin. Die geheimnißvollen Regionen hinter dem Atlasgebirge, die Mondberge und Nilquellen mit all den „besondern Ländern, Thieren und wunderlichen Dingen“, mit ihren fabelhaften Namen und Gebilden, sie alle haben in überstürzender Hast einer sehr fortgeschrittenen Einzeldarstellung selbst des centralsten Afrika ihre altherwürdigen Plätze räumen müssen. Wir sind im Laufe der letzten zehn Jahre Zeugen der Theilung eines ganzen Continents gewesen, wie eine solche in der Geschichte ihresgleichen nicht hat. Von den 29 818 461 qkm oder von den 543 230 Quadratmeilen wird bald auch die letzte Scholle ihren Nutz- oder Schutzherrn gefunden haben. Eine Landmasse dreimal so groß als Europa, viermal als der Flächeninhalt des australischen Continents, fünf Sechstel von der Größe Amerikas und fünf Achtel von der Asiens, ist von den europäischen Mächten im eifersüchtigen Wettlaufe mit Beschlag belegt worden. Ausschweifende Hoffnungen haben sich an diese Besitzergreifungen geknüpft. Die fruchtbarsten Gegenden, die kostbarsten Tropenproducte, die reichsten Mineralschätze wurden in manchen Reiseberichten mit freigebiger Hand vertheilt. Und so ist es denn gegangen wie immer. Nach der höchsten Fluth kommt die tiefste Ebbe. Ideal und Wirklichkeit machen verschiedene Eindrücke. Enttäuschungen sind nicht ausgeblieben.

Welches ist der Werth Afrikas? Wenn es auch nicht leicht ist, diese Frage nach all ihren Seiten zu erörtern, so wollen wir doch von einigen Hauptgesichtspunkten aus, und zwar als Geographen, einen allgemeinen Eindruck vom Werthe Afrikas zu gewinnen suchen.

Die geographischen Verhältnisse liefern uns Anhaltspunkte genug, um den afrikanischen Continent als Produktions-, als Handels-, als Kolonialgebiet zu betrachten, und auf Grund dieser dreifachen Erwägung können wir uns dann wohl einen Gesamtschluß auf den Werth Afrikas erlauben.

I. Afrika als Produktionsgebiet.

Afrika ist der tropische Erdtheil par excellence. Die Aequatorlinie, welche Europa-Asien gar nicht berührt, theilt Afrika in zwei gleiche Hälften. Es liegt zwischen dem 35. Grad nördl. und dem 35. Grad südl. Breite.

Der Wendekreis des Krebses, welcher den Süden Chinas entlang läuft, die Mittellinie Indiens und Arabiens bildet und den europäisch-asiatischen Continent seiner Hauptmasse nach nördlich liegen läßt, geht durch den Norden Afrikas. Zwischen ihm und dem Mittelmeere liegt nur die Fläche von ungefähr 7 000 000 qkm, und noch weniger als 2 500 000 qkm finden sich im Süden zwischen dem Wendekreis des Steinbockes und dem Kap der guten Hoffnung.

Diese tropische Lage ist Afrika ganz eigenthümlich. Wenn auch das Klima der europäischen und der afrikanischen Mittelmeerländer sehr ähnlich, wenn auch manche asiatische Insel rein tropisch gelegen ist, so dehnen sich doch Europa und Asien durch die verschiedensten Klimagürtel bis zu den eisumwallten Ufern der Polarmeere aus. Die Küsten Nordamerikas werden zwar im Süden bespült von den warmen Wellen des Golfstromes, kommen aber im Norden fast in Sicht des im ewigen Winter begrabenen Poles. Südamerika ist größtentheils unter den Tropen, aber das Meer kann hier seinen mildernden Einfluß üben, und ein anderer Theil des Continents reicht über den Wendekreis des Steinbockes bis zu den antarktischen Gewässern hinab. Selbst von Australien ist die größere Hälfte nicht tropisch, und seine Küsten blicken nicht auf Mittelmeere, sondern auf den offenen Ocean hinaus.

Von Afrika hingegen liegen 20 300 000 qkm in den Tropen und haben mithin zweimal im Jahre die Sonne senkrecht über sich.

Es läge nun nahe, aus der tropischen Lage auch auf die uneingeschränkten tropischen Vortheile zu schließen. Und doch wäre dieses ein arger Fehlschluß.

Für die Productionsfähigkeit eines Landes in Pflanzen- und Thierwelt kann nicht allein seine Lage zwischen den Wendekreisen in Betracht kommen. Vielmehr sind es die verschiedensten Bedingungen, welche in ihrem Zusammenwirken dasjenige hervorbringen, was wir Fruchtbarkeit des Bodens zu nennen pflegen. Ausschlaggebend, ob für einen Continent seine tropische Lage wohlthätig oder schädlich sich gestaltet, ist die gesunde Verbindung zwischen Land und Meer und eine reich und vortheilhaft gegliederte Oberfläche. Dadurch werden jene physikalischen und klimatisch-meteorologischen Verhältnisse geschaffen, ohne welche auch die chemisch am vorzüglichsten zusammengesetzte Ackerkrume eine Wüste bleiben muß.

Es wird uns nun vom geographischen Standpunkte aus nicht schwer, zu erkennen, daß die afrikanische Küsten- und Oberflächengestaltung der

oft genannten „üppigen Tropenvegetation“ im großen und ganzen weniger günstig ist, als man wünschen möchte.

Ein Blick auf die Karte Afrikas zeigt uns, daß seiner ganzen Küste entlang es nicht eine einzige Bucht gibt, welche dieses Namens wahrhaft würdig wäre. Landungsplätze zweiten Ranges wie die Delagoabai und der Hafen von Mombasa sind Besitzungen, um welche sich die europäischen Mächte streiten. Trotz in der That blickt der geheimnißvolle Erdtheil wie eine altersgraue Festung in das schäumende Weltmeer hinaus, und seine jäh abfallenden Felsmauern weisen den wohlthätigen Einfluß, welchen die Wasser gegen die brütende Sonnenhitze üben sollten, für immer zurück. Die wenigen Wasserdämpfe, welche die Luft mit sich führt und als fruchtbaren Regen regelmäßig dem Lande spenden müßte, werden noch an der Küste vom Kap bis zum Kongo und die westliche Sahara entlang über den kühln Meeresströmungen von den trockenen Landwinden aufgesaugt. Eintönig wie die Umfahrt ist auch der Aufbau des ganzen Continents. Es finden sich hohe Berge, wie der Mitfin im Atlas, 3260 m, zwischen dem Nil und dem Rothen Meer einige Punkte von 1000—1500 m. Die Bergmassen von Abessinien erheben sich in Terrassen zu 2500—3000 m und erreichen in ihren höchsten Gipfeln, dem Ras Dschan mit 4620 m, dem Buahit mit 4510 m, dem Kollogebirge mit 4300 m, die Region des ewigen Schnees. Die hohen Spitzen des Elgon mit fast 5000 m, des Kenia, 5600 m, des Kilima-Ndscharo, 6010 m, des Ruwenzori, über 6000 m, übertreffen die höchsten Berge unserer Heimat. Im Süden erreichen die Drachenberge 3000 m. Das Kamerungebirge übersteigt 4000 m, und selbst die Sahara ist nicht total eben, sondern erhebt sich in Tibesti bis über 2000 m. Aber trotz dieser bedeutenden Einzelhöhen haben wir doch keinen Gebirgszug, der sich vergleichen ließe mit der vortheilhaften Gliederung und Ausdehnung unserer Alpen, der Pyrenäen, Apenninen, der Karpaten, der skandinavischen Höhenzüge und noch weniger mit dem Himalaya, den Anden oder den Felsengebirgen Nordamerikas. Vielmehr ist es eine überraschende Thatsache, daß trotz der bedeutenden Gebirge von Asien und Europa deunoch beide Erdtheile an mittlerer Höhe um vielleicht 150 m von Afrika übertroffen werden. Diese Thatsache gibt uns den charakteristischen Zug des afrikanischen Continents. Die große Masse Afrikas bildet ein Plateau von 200—700 m mittlerer Höhe, im allgemeinen letzterer Zahl viel näher als der ersten. So haben z. B. die Länder südlich vom Aequator, beträchtliche Theile des Kongobeckens und der sogen.

„Graben“, in welchem die großen Seen liegen, die mittlere Höhe von 700—1600, ja bis 2000 m. Von Damaraland aus streichen die Centralländer gegen Abessinien in nordöstlicher Richtung in einer Breite von 300—700 km mit 1600 m mittlerer Höhe. Kurz gesagt hat Afrika keine den andern Erdtheilen entsprechende Gliederung, sondern ist ein einförmiges Plateau. Aber gerade dieser gleichmäßige Aufbau muß für die wirtschaftliche Entwicklung von großer und hier von nachtheiliger Bedeutung sein. Hängen doch gerade die Lebensfragen der Temperatur, des Regenfalles, der Windrichtung, der Wasservertheilung aufs innigste mit den Gebirgen zusammen.

Praktisch wird uns das Plateau sofort bemerklich bei den afrikanischen Temperaturen. Wir sprechen von „afrikanischer Hitze“. Ganz mit Recht. Unter den senkrechten Strahlen der tropischen Sonne erwärmen sich die weiten Flächen außerordentlich. Afrikas Mitteltemperatur ist sehr hoch. Die Jahres-Isotherme d. h. die Linie gleicher mittlerer Wärme von 17° R. fällt zusammen mit der Nordküste und läuft nur wenig landeinwärts am Kap der guten Hoffnung. Die Jahres-Isotherme von fast 22° R. fällt im Norden zusammen mit dem Wendekreis, tritt wieder ein an der Guineaküste, wendet sich hier sofort und unvermittelt nach Süden und schließt die Hauptmasse des ganzen Continents südlich vom Aequator ein. Die eigentlichen Tagestemperaturen sind natürlich viel höher. Die heißesten Striche liegen nicht unter dem Aequator, sondern in der nördlichen continentalen, am meisten ausgebreiteten Masse, welche wenig von Gebirgen durchzogen ist. Hier kann man die größte Hitze auf Erden erleben: so in Mursuf $+ 45^{\circ}$ R., in Nubien, wo „die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist“, wo der Reisende seinen in irdene Gefäße gefüllten Brei im Sande garkochen kann; in Senegambien und Oberägypten, wo man Eier im Sande hart siedet; in den Oasen, wo die Palme „ihren Fuß im Wasser, ihren fruchtbeschwerten Wipfel im Feuer badet“.

Das sind ganz enorme Temperaturen, und gäbe es nicht eine außerordentlich starke nächtliche Ausstrahlung der über Tag eingesaugten Hitze, so würde Centralafrika thatsächlich, wie schon die Alten glaubten, einfachhin unbewohnbar sein.

Die Küstenfäume haben gemäßigtere Temperaturen, sind aber um so mehr von den Fiebern heimgesucht. Die Gebirgslandschaften sind angenehmer temperirt, und das südliche Dreieck genießt wegen der höhern Lage und des näher gerückten oceanischen Einflusses größere Vortheile.

Mit der Temperatur hängen die vorherrschenden Winde und der Regenfall zusammen, und damit kommen wir auf einen schwachen, wenn nicht auf den schwächsten Punkt Afrikas.

Auf der Ostseite kommen die Winde vom Meer und sind gewöhnlich mit Feuchtigkeit reichlich beladen, geben aber dieselbe an dem Gebirgswalle der Ostküste vorzeitig ab. Dasselbe ist im Westen an der ganzen Guinea-küste der Fall. Im Süden und die Sahara entlang verursachen die kältern Meeresströmungen trockene Landwinde. Die Nordostpassate streifen die Sahara und nützen ihr nur wenig. Die Winde vom Mittel- und dem Rothen Meere haben ihre Feuchtigkeit größtentheils an das europäisch-asiatische Festland abzugeben, und der geringe Rest bleibt dann in den Küstenländern.

Würde sich nicht der Continent von Afrika nach Süden hin so verschmälern, so würde wohl im südlichen Dreieck eine zweite Sahara sich vorfinden. Wie ersichtlich, beherrschen die regelmäßigen Luftströmungen der Tropenzone, die Passate der beiden Halbkugeln, geradezu fast den ganzen Continent. Sie erstrecken sich über beide Wendekreise hinaus durchschnittlich bis gegen den 30. Breitengrad. Deshalb hat nun fast ganz Afrika entweder tropische Regen oder gar keinen Regen. Es unterscheiden sich also für seine meisten Regionen nur zwei Jahreszeiten: eine trockene, in welcher nächtlicher Thau der einzige Niederschlag der Atmosphäre ist, und eine Regenzeit, welche im südlichen Tropenstrich in die Monate vom October bis April, im nördlichen vom April bis October fällt. Da der Regen mit der Sonne wandert, so haben die Zonen nahe den Wendekreisen nur eine, am Aequator zwei Regenzeiten. Nördlich und südlich von der Zone der tropischen Regen bis zum 30. Grad nördl. und südl. Breite ist ewig heiterer Himmel, nur eine Jahreszeit, ewiger Sommer. Zuweilen fällt hier 4—5 Jahre hindurch kein einziger Regentropfen.

Wollen wir nun mit ein paar Zahlen ins Einzelne eingehen, so müssen wir bemerken, daß nur für verhältnißmäßig wenige Orte genaue Beobachtungsergebnisse zur Verfügung stehen. Es ergibt sich daraus, daß an der Nigermündung, die Küste vom Ogowe entlang, dann südlich vom Gambia der reichlichste Regenfall, über 2750 mm, sich findet. Der untere Niger und am Venue aufwärts, dann das ganze ungeheure Centralland zwischen Venue über den Kongo nach Süden bis an die Wasserscheide gegen den Sambesi zu hat 1400—2700 mm. Dieselbe Menge weisen auf der Nordosten vom Nyassasee, die Küste gegenüber Sansibar und

noch einige beschränkte Gebiete, wie z. B. die Kilima-Ndscharo-Region. 1000—1400 mm Regenmenge wird auch gefunden an der Küste von Algier und Tunis, in Marokko und Abessinien. Nur 270—500 mm fallen am Südfuße des Atlas, von der Mündung des Senegal in gerader Linie durch den Sudan über Chartum nach Abessinien. Ein noch breiterer Gürtel umfaßt mit nur 150—270 mm die Sahara. Das große Nordosthorn schwankt zwischen 150 und 500 mm. Südlich vom Sambesi finden wir an der Ostküste und im östlichen Maschonaland bis zu 1400 mm. Je weiter aber nach Westen, desto weniger Regen, so daß Deutsch-Südwest-Afrika daran sehr arm ist, und in der Kalaharimüste fällt am wenigsten Regen in ganz Afrika.

So ist denn, ausgenommen das wasserreiche Kongoland und die Küste vom Gambia bis Ogame, die Regenfülle im tropischen Afrika nach europäischen Begriffen und zu europäischen, besonders zu industriellen Unternehmungen unzureichend.

Es ist dieses um so mehr der Fall, da es nicht darauf ankommt, wie bedeutend die absolute Regenmenge ist, sondern in welcher Vertheilung die Wolken ihre befruchtende Gabe dem durstenden Erdboden schenken.

Im allgemeinen beschränkt sich nun die Regenzeit auf einige Monate. Dann stürzt das Wasser in Strömen zur Erde nieder und überschwemmt weit und breit alle Niederungen. Die übrige Zeit des Jahres herrscht große Trockenheit.

Solche Verhältnisse sind aber für die Pflanzenwelt nicht durchaus vortheilhafte zu nennen. Wasser und Feuchtigkeit brauchen alle Pflanzen zu ihrem Gedeihen. Und wenn auch nicht gesagt werden soll, daß eine möglichst gleichmäßige Vertheilung über das ganze Jahr erwünscht, viel weniger, daß sie erforderlich sei, so sind doch die Verhältnisse von 3—4 Monaten Regen und 9 Monaten Dürre für ein erfolgreiches Wachsthum als ungeeignet zu bezeichnen. Es soll nicht geläugnet werden, daß dieses oder jenes Culturgewächs fortkommt. Aber für den Pflanzler kommt es nicht darauf an, daß der Kaffeebaum oder eine Baumwollenstaude überhaupt wächst, sondern daß sie freudig wächst, daß sie eine gute Ernte liefert, welche ihn wirklich in den Stand setzt, mit dem Producte auf dem Weltmarke zu concurriren.

Es werden dazu auch im tropischen und halbtropischen Centralland, besonders in Ostafrika, bedeutende Strecken getroffen, deren Wasserborrath einfach Null ist, und ständig fließendes Wasser ist außerhalb des tropischen Regengürtels überhaupt selten.

Fassen wir nun die geographischen Momente, die Lage Afrikas auf dem Erdball und im Weltenmeere, die Bestrahlung der Sonne, die Windrichtung und Wasservertheilung zusammen und suchen die Folgen, welche all diese Factoren auf Afrika als Productionszgebiet ausüben müssen, uns vorzustellen.

Die Vegetation ist in der Zone der tropischen Regen wesentlich an diese gebunden. Sie erstirbt in der trockenen Jahreszeit in wasserlosen Gegenden fast gänzlich, und nur die besonders auf den Hochflächen des Südens häufigen Zwiebelgewächse vermögen in ihren dicken Hüllen dem Brande zu widerstehen. Strömt der Regen, dann schießt tropischer Pflanzenschmuck mit aller Farbenpracht und in üppiger Fülle aus dem Boden. Neben dem „Elefanten der Gewächse“, dem Affenbrodbaum, der öfters im Umfang 20—25 m und eine Krone von 40 m Durchmesser hat, gedeihen alle Arten von Palmen, Manglebäumen oder Mangroven. Ein wahrer Reichthum von Akazien, Eriken und Zwiebelgewächsen ist dem „letzten Erdtheil“ eigen. Ueppig wachsen in der Regenzone die Nahrungspflanzen des Südens: Reis, Mais, Durra, Kaffee, Zuckerrohr und feurige Gewürze.

In der Gegend des meisten Regens, die Küste des Guineagolfes entlang, am Venue, am obern Kongo und seinen Nebenflüssen, haben wir wirklich tropische Wälder, obwohl, wie es scheint, nicht ohne Unterbrechung. In diesem Centralgürtel vom 10. Grad nördl. bis zum 20. Grad südl. Breite ist die Region tropischer Hitze und tropischer Regenfälle so vereinigt, daß die Natur mit ihren vegetabilischen Schätzen verschwenderisch genug sein kann. Außerhalb dieses Gürtels finden wir Vegetation und Thierleben je nach genügendem Regen und gut versorgten Wasserläufen noch zum Theil in reichster Fülle. Der Hauptzug dieser Gegend indes ist reiches Grasland, bedeckt mit Baumgruppen, wodurch die vielgenannte „Parkähnlichkeit“ entsteht. Diese „parkähnlichen“ Landschaften sind auf ihre Ertragsfähigkeit noch sehr zu prüfen. Der Umstand nämlich, daß man bei uns in Europa aus Gründen der Annehmlichkeit und Schönheit grüne Wiesenpartien mit Gebüsch und Wald abwechseln läßt, wo aber auch dichte Wälder und üppige Weizensaat gedeihen würden, hat die Vorstellung wachgerufen, daß Parklandschaften ebenso fruchtbar als vornehm sein müßten. Wo aber die Natur nur einen Park wachsen läßt, verhält sich die Sache etwas anders. Ein natürlicher Park beweist eher eine zerstreute Fruchtbarkeit, indem nur an einzelnen besonders günstig gelegenen Punkten Busch- und Baumwuchs mitten unter den harten, unbrauchbaren Steppengräsern aufkommen kann.

In Europa haben wir Parke aus freier Wahl, in Afrika sind sie ein Product der harten Nothwendigkeit und ein Zeichen des dürftigen Bodens.

Außerdem sind gerade Urtheile über derartig veranlagte Landstrecken mit Vorsicht aufzunehmen. Sie hängen ja nur zu leicht von augenblicklichen Gemüthsstimmungen und örtlichen Nebenumständen ab. Was man heute vielleicht als eine lachende Landschaft betrachtet, würde man morgen als einen schwach bewaldeten, fieberschwängern Sumpf bezeichnen. Bei genauerer Untersuchung würde sich vielleicht herausstellen, daß ein und derselbe Platz von dem ersten Reisenden als öde, trostlose Steppe, von dem zweiten hingegen mit dem Namen eines üppigen Gartens bezeichnet worden ist. In gewisser Beziehung haben sogar beide recht. Es ist nämlich durchaus nicht gleichgültig, ja es ist für den Augenblick ausschlaggebend, zu welcher Jahreszeit man eine Gegend erblickt. Während oder kurz nach der Regenzeit prangt das zarte Gras im lachendsten Grün; Bäume und Sträucher sind mit Blüthen überladen. Bald darauf ist alles verdorrt und verkümmert, und in der heißesten Zeit des Jahres bemerkt man nichts als ein mannshohes, versengtes Grasmeer, das dem Reisenden keine Segenswünsche auf die Lippen legt, hier und da einzelne Mimosen und Akazien, die ihre kahlen Dornen klagend in die Lüfte strecken, und weit und breit weder Fluß noch Bach. Ueppig und lachend kann man diesen Park wohl nennen in der Regenzeit; in den trockenen Monaten ist alles eine Oede.

Ein großer Theil von Ostafrika gehört zu diesen Grassteppen. Ebenso finden wir südlich vom Mittel- und Unter-Sambesi, im Maschona- und Matabeleland, im Transvaal- und Oranje-Freistaat, im Osten und Süden der Kapcolonie, ferner streckenweise in Abessinien und im Nilthal, an den Abhängen des Atlas und an der westlichen Mittelmeerküste derartiges Grasland, welches den Zufällen des Regens wesentlich anheimgegeben ist.

Zwischen dem Nordgürtel und dem Mittelmeer und im Nordost-Horn von Afrika findet sich jenes ungeheure Gebiet, ein Drittel des ganzen Continents, welches zur einen Hälfte ganz Wüste, die wahrhaftige, sandige Sahara, zur andern Hälfte eine wenig fruchtbare Steppe ist. Als eine Art traurigen Gegenbildes erstreckt sich auch im Süden zwischen Kunene und Oranjefluß eine wirkliche Wüste und sind zwei Drittel von Südafrika als Steppe unter dem Namen Karroo nur zu wohl bekannt.

So haben wir denn in Afrika in runder Zahl 5000000 qkm eigentliche Wüste und ungefähr dieselbe Zahl nur um einen oder den andern Grad höher stehendes Land.

Welche Producte sind nun aus dem tropischen Erdtheil zu erwarten?

Der ökonomische Hauptreichtum muß sich im tropischen Centralafrika finden. Um dieses haben sich denn auch die europäischen Mächte am meisten bemüht. Das kostbarste Product des afrikanischen Thierreiches, das Elfenbein, kommt fast ausschließlich aus dieser Gegend. Hier stehen die Urwälder, und hier liegt ein mächtiger Vorrath von feinen Harzen, Gummi, Erdnüssen, werthvollen Sämereien aller Art. Von hier aus erhält man das Palmöl, man möchte sagen in Strömen. Wir wissen aus Erfahrung, daß große Flächen wohl geeignet sind zu Reis- und Maiscultur, zu Tabak-, Kaffee-, Indigo- und Baumwollpflanzungen. In zahlreichen Districten weiden ungeheure Viehherden, welche unter guter Leitung vermehrt und in der Qualität verbessert werden könnten.

Es ist wohl nicht ohne Interesse, selbst auf die Gefahr einiger Wiederholungen hin, einen kurzen Blick über die einzelnen Länder, zunächst Centralafrika, gleiten zu lassen.

Von Kordofan und Darfur ist ein großer Theil sandige Wüste. Die Hochebene soll aber mit Erfolg zu bebauen und dann mit Reis, Mais, Weizen, Gerste, Sesam, auch mit Baumwolle gut bestanden sein. Gummi, Honig und Datteln bilden einen reichen Ausfuhrartikel. Neben Pferden, Schafen und Ziegen gedeiht auch der Strauß mit seinen preiswürdigen Schmuckfedern sehr wohl. Goldstaub und Kupfer werden bis jetzt nur in geringen Quantitäten gefunden. Die europäischen Baumwollfabrikate sind sehr gesucht, müssen aber gut sein, um mit der Arbeit der Eingeborenen erfolgreich concurriren zu können.

Würde man in Kassala und Sennaar durch ein Stauwerk aus dem Blauen Nil und dem Atbara das nöthige Wasser sich verschaffen, so könnte nach Samuel Baker auf nicht weniger als 150000 qkm eine vorzügliche Baumwolle gepflanzt werden. Bei der Ernte würde weder Regen noch Thau stören, so daß ein ebenso billiger als vorzüglicher Artikel erzielt werden könnte. Daneben finden sich die meisten Getreidearten, Tabak und Südfrüchte, wie Orangen, Granatäpfel, Pflirsche. Elfenbein, Gold und Straußenfedern sind die werthvollsten Ausfuhrartikel.

Das Klima Abessinien's wechselt mit dem aufsteigenden Hochland zwischen dem tropischen Indien und dem warmen Südeuropa. In den Thälern und Tiefebeneu gedeihen Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Gummi, Reis und Flachß, daneben Bananen, Datteln und Granatäpfel. Höher hinauf finden sich die europäischen Getreidearten und Früchte,

gute Weiden für Viehherden, Pferde und Maulthiere. In bedeutenden Mengen gelangen Gold, Elfenbein, Gummi und Gewürze zur Ausfuhr.

Soviel aus dem Somalande bekannt ist, eignet es sich für Kaffeepflanzungen. Der Handel in wohlriechenden Harzen und Straußenfedern hat sich gut entwickelt. Die 2000 000 qkm, welche unlängst die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft in Besitz genommen hat, schließen manche fruchtbare Fläche in sich. Districte für Viehzucht sind die Galla- und Massailänder, die Strecken am obern Nil, das Plateau westlich vom Albertsee und Uganda. Kaffee, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr und Bananen gedeihen gut. Straußenfedern, die Haut des Nilpferdes, die Hörner des Rhinoceroses sind werthvolle Ausfuhrartikel. Mackay beobachtete Gold beim Victoria-, Emin Pascha am Albertsee und Kapitän Lugard am Sabakifluß. Eisen wird überall gefunden, und von Uganda meint Mackay, in jedem Stein sei dort Eisen. Am meisten rentirt sich augenblicklich Elfenbein.

Sanjibar hat die bereits aufgezählten Producte, ist aber wichtiger als Durchgangsland für den Handel des Ostens.

Deutsch-Ostafrika ist ähnlich dem englischen Antheil. Wir wollen indes über die für die Kolonisation zunächst in Angriff genommenen Landschaften ein paar Urtheile vernehmen. Vom Nordosten dieses Gebietes meint Oskar Baumann, daß sich an Stellen, wo die Gewässer aus den Gebirgen treten, fruchtbare Dasen wie Gondja und Kisuavi finden. Sonst tritt aber die wasserarme Steppe bis an den Bergestrand heran und reicht mit ihrer Stachel-Vegetation noch ein Stück den Hang hinauf. Erst oberhalb kommt dann wieder eine cultivirbare Gegend mit den zerstreuten Hütten der Eingeborenen. Mehr gegen die Küste zu liegt Usambara, welches nach Dr. Karl Schmidt verhältnißmäßig regen- und deshalb auch fruchtreich ist. Im Flußthal des Pangani sind die Bedingungen ungünstiger. Westlich von Usambara dehnen sich weite Steppen aus, welche wenig versprechen. Dasselbe gilt vom nördlichen Usegua. Der Süden von Usegua einschließlich Udoe und Ukerewe ist im allgemeinen eine weite, wasserlose Steppe, auf der zwischen den hohen, harten Gräsern einzelne Busch- und Baumgruppen eingestreut liegen. Parkähnliche Landschaft! Nguru und Ukami gehören zu den bessern Strichen. Nordwestlich von Ukami dehnt sich erst die weite Mkatasteppe aus. Dann kommt die Ebene von Farhani. Dieselbe ist sehr fruchtbar und bildet den Halt- und Sammelplatz aller Karawanen, die weiter ins Innere ziehen. Das anstoßende Gebirge-

land von Usagara leidet sehr an Wassermangel. Hingegen eignet sich die Landschaft Rhutn für größere Unternehmungen. Ein großer Theil des Gebietes von Usaramo ist wieder „parkähnlich“. Die ganze Küste entlang ist der Regenfall stark und ziemlich häufig. Deshalb gedeiht hier alles besser als im Innern. Der charakteristische Baum ist die Kokospalme. Die beste Zukunft hat, wie es scheint, die Gegend am Kilima-Ndicharo für sich.

Obwohl die Moçambiqueküste wie deren Hinterland schon seit Jahrhunderten von den Portugiesen besetzt gehalten wurde, ist für die wirtschaftliche Hebung noch fast nichts geschehen. Das Elfenbein, welches hier an die Küste gelangt, kommt bereits weit aus dem Innern; denn bis hinein zum Nyassasee finden sich nur mehr wenige Elefanten. Der Boden ist sehr verschiedenwerthig. Hier wie in Britisch-Nyassa-Land findet man weite Grassteppen, auf deren hartem, durchlässigem Boden kein Baumwuchs gedeiht. Da der poröse Laterit die Feuchtigkeit nicht zu halten vermag, bleiben diese Gegenden von der Cultur ausgeschlossen. Viele Thäler hingegen sind in großer Ausdehnung sehr fruchtbar und gut bevölkert. Die Länder am Nyassasee, nördlich vom Sambesi und in Katanga gehören zu den besten Afrikas. Elfenbein ist hier noch im Ueberfluß. Baumwolle gedeiht ohne Cultur.

Afrika südlich vom Sambesi hat, wie bemerkt, in seiner westlichen Hälfte und an der Südküste nur wenig Regen. Die Vegetation ist ärmlich. Auch Elfenbein wird nicht mehr in nennenswerthen Mengen gefunden. Aber um das Gleichgewicht herzustellen, liegen in Südafrika die reichsten Mineralschätze verborgen. In den letzten 25 Jahren wurden allein an Diamanten über 1000 Millionen Mark und vom einzigen Witwaterrandt über 80 Millionen Mark Gold gewonnen. Eisen und Kupfer harren der Ausbeutung, und die noch fast gar nicht bekannten Gänge edlen Metalles in den Felsen und den Schwemmgewässern des Maschona- und des Matabelelandes halten wohl noch manche große Ueberraschung in Bereitschaft. Die vielgesuchte Steinkohle hat sich endlich auch in Natal gefunden. Allerdings und mit Recht halten Familien- und Staatsökonomisten dafür, daß der wahre Werth eines Landes immer in seinen Aedern beruhe. Gold ohne Brod und Diamanten ohne Wein werden ein Land nicht cultiviren. Glücklicherweise trifft es sich nun, daß für den Weinbau viele Striche Südafrikas, besonders in der Kapkolonie, geeignet sind. Außerdem hat sich der Süden trotz des geringen Regens als ein gutes Feld für Vieh- und die gewinnreiche Straußenzucht bewährt.

kehren wir zurück nach Centralafrika, so finden wir im Westen das portugiesische Angola. Neben Kohle und Kupfer besteht sein großer Reichthum in Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Harzen und Pflanzenölen. Die Ausfuhr z. B. vom Jahre 1887 betrug nicht weniger als 5 000 000 Mark.

Das Land, welches König Leopold von Belgien als Herrscher vom Kongo übernommen, erstreckt sich in runder Ziffer über 2 300 000 qkm und wird in roher Schätzung bewohnt von 14 000 000 Wilden. Dort haufen die echten Neger der Westküste, die Hirtenvölker des Hochlandes, die Kannibalen des obern Kongo und die Akkazwerge des Aruwimi. Verschieden wie die Völker sind auch die klimatischen Bedingungen des ungeheuren Gebietes. Hier tief gelegene Ebenen, dampfend in Feuchtigkeit, überwuchert mit Schlinggewächsen und brütend in Fieberatmosphäre. Dort luftiges, gesundes Hochland, Tausende von Quadratkilometern Park, Tausende bedeckt mit Urwäldern, in denen Millionen Waldriesen durch das Netz- und Schlingwerk der Kletterpflanzen gleichsam aneinander gebunden und ineinander verwoben sind, daß kaum mehr ein Sonnenstrahl Eingang finden kann. Die Producte dieses Reiches sind ebenso mannigfaltig als reich. Gold, Kupfer und in großer Menge Eisen sind entdeckt worden. Elfenbein ist eine noch in bedeutendem Borrath zu hoffende Kostbarkeit. Der eigentliche Gewinn muß aber aus dem Pflanzenreiche gezogen werden. Von großem Werthe sind die vielen Arten trefflicher Nuzhölzer, die feinen Harze, Gummi, Palmkerne und Palmöl. Fast durch den ganzen Staat kann Reis, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak gepflanzt werden. Die tropischen Früchte gedeihen gut. Allerdings haben in den 20 Jahren, seitdem Stanley zum erstenmal den Riesenstrom der überraschten europäischen Welt bekannt gemacht, seine Uferländer die großartigen Hoffnungen auf Ausbeutung fast ebenso großartig getäuscht. Aber es mag eine Zeit kommen, von der aus man den königlichen Gründer des Kongostaates unter die thatkräftigsten, unternehmendsten, jedenfalls wohlwollendsten Männer der Vergangenheit zählen wird.

Sehr ähnlich den Producten des Kongostaates sind die von Französisch-Kongo und von Kamerun.

Speciell die Küste von Kamerun besitzt nach Professor Dr. F. Wohlmann ein typisches Tropenklima mit feuchtwarmer Treibhausluft, wie sie für Cacao, Vanille, Bananen und auch für den Kaffee willkommen ist. Der Ackerboden am Gebirge, welcher der Hauptsache nach das Verwitterungs-

product von festem Basalt, Lava und vulkanischer Asche ist, soll derartig reich an Nährstoffen sein, daß er den andern Kolonien gegenüber als ausnahmsweise fruchtbar hingestellt werden kann. Sollte sich das bestätigen, so muß es allerdings merkwürdig scheinen, daß der hohe Werth Kameruns als Plantagenland trotz seiner gesundheitlich gefährlichen Lage nicht schon lange besser ausgenutzt worden ist.

Die Gold- und Elfenbeinküste und die Länder am Niger sind im ganzen fruchtbar und reich. Nach Pobéguin finden sich an der Guineaküste an 120 Arten der besten Nuzhölzer, und neben europäischen Gemüsen gedeihen dort auch alle bereits genannten Tropengewächse. Nach Burton und Cameron soll man vom Jahre 1382 bis auf unsere Tage von der Guineaküste bereits 10—11 Milliarden Gold ausgeführt haben. Der bisher ergiebigste Artikel, das Palmöl, ist jetzt sehr im Preise gesunken. Elfenbein steigt im Werthe, sinkt aber im Vorkommen. Die von alters her aufgespeicherten Familienschätze von Elefantenzähnen sind längst verkauft, und das neue Material kann nur durch eine ausrottende Jagd gewonnen werden.

Liberia, Sierra Leona und Gambia haben eine bedeutende Ausfuhr aller tropischen und halbtropischen Erzeugnisse des Pflanzenreiches.

In den Ländern des Centralsudan und am Tjadsee wohnen thätige und im Handel sehr erfahrene Völker. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und die Vegetation ähnlich der beschriebenen. Alle Arten von Getreide und Südsrüchten und ein sehr reiches Thierleben finden sich auf den ausgedehnten Ebenen. Diese dicht bevölkerten, aber nur wenig civilisirten Gebiete sind noch nicht eigentlich mit dem europäischen Handel in Verbindung gebracht worden.

Algier, das „afrikanische Frankreich“, liegt mit seinen Mineralien- und Bodenschätzen nur 24 Stunden Fahrt von Marseille und 5 Tage von London, hat aber von 1830—1888 dem Mutterlande nur 1 256 041 000 Franken eingebracht und dagegen 5 018 066 462 Fr., also im Ueberschuß 3 762 025 462 Fr. gekostet. Bei über hundert Empörungen sind viele Tausende von Soldaten zu Grunde gegangen. Es theilt sich in drei Stufen. Das bebauete und cultivirbare Land, „Tell“, welches sehr fruchtbar und bewaldet ist, erstreckt sich in einer Breite von 80 km vom Meere bis zum Atlas. Das Oberland oder die Steppe ist bedeckt mit dem berühmten Halmgras, welches sich zu soliden Stricken drehen läßt. In der algerischen Sahara endlich wurden durch die colonisation saharienne artesische

Brunnen gebohrt und dadurch die Anpflanzung von 520 000 Palm- und 100 000 Fruchtbäumen in 43 Oasen ermöglicht. Die Datteln sind von vorzüglicher Qualität. Jährlich werden für etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken ausgeführt. Für die Zukunft Algiers ist die Weincultur von Bedeutung. Die Missionäre haben es verstanden, durch eine verständige Kelterweise einen guten Wein, der auch die Seereise ertragen kann, zu erzielen.

Das Sultanat Marokko liefert hauptsächlich Olivenöl, Mandeln und Gummi.

Daß zwischen dem politischen und dem wirklichen Aegypten ein großer Unterschied ist, dürfte bekannt sein. Die politische Grenze umschließt allerdings $71\frac{1}{2}$ Breitengrade und eine Fläche von 935 300 qkm. Davon sind aber nur 29 118 qkm ein „Geschenk des Nils“. Das bedeutendste Fruchtland liegt im Delta und erstreckt sich in seiner größten Ausdehnung 171 km von Norden nach Süden. Ohne Zweifel ist die Bodencultur zur Zeit der Pharaonen ausgedehnter und verständiger gewesen als heute. Immerhin wird aber die Fruchtbarkeit sehr gehoben durch das gewaltige Stauwerk des Nils, das größte dieser Art auf der Welt, welches unterhalb Kairo angelegt ist. Baumwolle und Reis gedeihen gut, und sollte erst der geplante Nildamm in Mittel- oder Oberägypten zu staude kommen, so wird auch diesen Provinzen aus dem Elend geholfen.

Aus dieser gedrängten Uebersicht wird jedenfalls klar, daß die Producte Afrikas nicht geradezu wunderbar sind. Die Wälder des Amazonenstromes, die Niederungen Ecuadors, die Gaben der indischen Gewürzinseln, die Productionskraft der ungeheuren Flächen in den Vereinigten Staaten üben und üben noch immer mehr Anziehungskraft.

Es leuchtet ein, daß, wenn wir uns auf Centralafrika beschränken und es nicht ausbeuten, sondern verwalten wollen, seine Erzeugnisse uns guten Gewinn sichern. Aber die rein natürlichen Thier- und Pflanzenproducte eines tropischen Landes können niemals den Großhandel unterhalten. Die Production ist zu reich, die Nachfrage ist zu beschränkt. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel, die gewöhnlichen Kleidungsstoffe, Getreide aller Art, Baumwolle und besonders die Ruß- und Werthmineralien bilden den Hauptstock des Großhandels. Augenblicklich wird die gesamte Ausfuhr aus ganz Centralafrika an der Ost- und Westküste nicht über 500 Millionen Mark geschätzt. Einige meinen, es sei auch dieses viel zu hoch gegriffen, und doch beträgt diese Summe noch weniger als die Ausfuhr von Canada allein.

Allerdings, wenn die Schätze des Pflanzenreiches besser cultivirt, und vor allem, wenn sie leichter an die Küste gebracht und so vortheilhafter in den allgemeinen Wettbewerb eingeführt werden, dann wird auch der wirtschaftliche Werth Afrikas bis zu einem gewissen Grade rasch wachsen. Je mehr ferner die Bevölkerung zunimmt, je mehr die Kolonisation voranschreitet, desto mehr wird der Markt der Eingeborenen von großer Bedeutung, desto mehr wird der Handel zwischen Europäern und Afrikanern sich entwickeln und gewinnreich werden. Und darauf kommt es bei dem großen Wettlauf der europäischen Mächte in Afrika eigentlich an. Kaufmännische Unternehmungen waren zu allen Zeiten die Haupttriebfeder für Forschungsreisen und Abenteuer aller Art. Aber das Verlangen unserer heutigen Handelswelt ist vielfach ungefähr das Gegentheil der Wünsche jener Kaufleute aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Damals wurde der Ocean durchfurcht nach Nord und Süd und West, um von Europa einen Weg nach dem fernen Indien zu entdecken, wo die goldsüchtigen Pioniere des Fortschrittes ihre Schiffe mit sagenhaften Schätzen zu beladen und sie unter die harrenden Europäer zu vertheilen gedachten. Die modernen Herolde der Civilisation suchen aber im Gegentheil Länder und Völker, die ihnen ihre Artikel abnehmen und sie von ihrer Ueberproduction erlösen. Sie schauen auf die wilden Stämme wie auf unerzogene Menschen, welchen sie Verlangen nach den europäischen Herrlichkeiten beibringen und welche sie zu geschätzten Kunden machen wollen.

Wie steht es nun mit den natürlichen Vorbedingungen des afrikanischen Continents selbst, welche es uns erlauben oder uns darin fördern, die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu erschließen und die Fruchtbarkeit seines Bodens auszunutzen? Wie steht es ferner mit den Eingebornen, welche mit den Gaben des glücklichen Europas beschenkt werden sollen? Mit andern Worten, welches ist die Handelsfähigkeit Afrikas?

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Schwarz S. J.

Livlands größter Herrmeister.

I. Wolter von Plettenberg und der Russenkrieg.

„Nie hat es eine Geschichte gegeben, die in undurchdringlichere Dunkelheit eingehüllt wäre als die Geschichte Livlands,“ klagte noch beim Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Historiker des Deutschherrs-Ordens¹. Wohl haben in den letzten 50 Jahren die Träger deutschen Geisteslebens in der fernen Ostseeprovinz emsig daran gearbeitet, das Dunkel zu lichten und von den alten Urkundenschatzen ans Licht zu bringen, was noch zu finden und zu retten war. Bei der verhältnißmäßig geringen Zahl derer, auf welche diese Mühen und Opfer sich vertheilen, und dem bescheidenen Kreise von solchen, auf deren förderndes Interesse sie dabei rechnen dürfen, ist, was bis heute geleistet worden, um so mehr der Anerkennung werth.

Gleichwohl liegt diese einst so wichtige deutsche Kolonie, diese äußerste Mark des Germanenthums im Nordosten, seit die russische Grenze sie vom gemeinsamen Mutterboden scheidet, für die große Zahl deutscher Leser weit außerhalb des Gesichtskreises. Daß einst eine große, thatenreiche Geschichte deutscher Helden sich dort abgespielt, daß einst auch die Kirche dort im Segen gewirkt und in Ehren geblüht, daß die geistig so regsame und vielbegabte deutsche Bevölkerung dort zum großen Theile auf die besten Geschlechter des alten Deutschlands ihre Abstammung zurückführt: das alles ist wie vom Staub der Jahrhunderte begraben. Bezeichnend ist, daß Kirchenhistoriker ersten Ranges wie Cardinal Hergenröther (und Bischof von Hefele, da sie in ihrer Conciliengeschichte der livländischen Provinzialsynoden erwähnen, sich außer stande erklären, etwas über dieselben mitzutheilen².

¹ Histoire de l'ordre Teutonique par un chevalier de l'ordre (Paris 1789) tome VII, 423.

² Hergenröther, Conciliengeschichte VIII, 12 u. IX, 321. Daß letzterwähnte Synode nicht zu stande kam, steht jetzt fest. — Hefele VII, 413. Die Beschlüsse der hier erwähnten Synode von Riga 1428 finden sich vollständig abgedruckt bei Heinr. Friedr. Jacobson, Geschichte der Quellen des katholischen Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen (Königsberg 1837), im Anhang S. 20—72; ebenso die Beschlüsse der Provinzialsynode unter Erzbischof Henning (zwischen 1438—1441). Einen Auszug aus den ersteren bietet Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert (Berlin 1887), II, 117. Schiemann kann sich hinsichtlich der Concilsacten des Urtheils nicht erwehren: „Im allgemeinen wird man angenehm überrascht durch den milden und aufgeklärten Geist, der aus dem Ganzen athmet.“

Nur eine Gestalt aus Livlands schöneren Tagen ist dem Deutschen nicht ganz fremd geworden. In der Walthalla bei Regensburg, unter den Männern, an deren Namen Deutschlands Ruhm sich knüpft, steht von Schwanthalers Hand eine Marmorbüste. Es ist dasselbe Heldenantlitz voll Weisheit, Kraft und Frieden, das auch vom Ritterhause in Riga so ernst herabblickt auf die doppelt geknechtete Heimat und die veränderten Zeiten. Es ist Wolter von Plettenberg, der gefeiertste seines an ruhmvollen Erinnerungen reichen Hauses, Livlands berühmtester Kriegsheld und Regent, der größte aller livländischen Herrmeister.

Livlands Augustus ein ganzes Menschenalter hindurch, sah er seine Regierungsjahre in eine Zeit allgemeinen Umsturzes und nie dagewesener Zerrissenheit sich hinein erstrecken. Er sah das Lutherthum emporkommen, sah es auch in seinem Livland Boden gewinnen und erlebte den Abfall des Hochmeisters seines Ordens. Zu alle dem mußte auch er Stellung nehmen. Die Art aber, wie er es gethan, hat zur Folge gehabt, daß von alters her Katholiken wie Protestanten auf ihn als den Ihrigen Anspruch erhoben, die einen, weil er trotz aller vielfältigen Verlockung seiner Kirche treu geblieben, die andern, weil er mit der Neuerung innerlich sympathisirt und dieselbe begünstigt habe. Aber von beiden Seiten werden auch Vorwürfe wider ihn erhoben. Protestantische Fanatiker werfen ihm vor, daß er seine Zeit nicht erkannt, daß er den rechten Augenblick ungenutzt vorübergehen ließ, das geeinte Livland in ein lebenskräftiges, widerstandsfähiges weltliches Fürstenthum zu verwandeln¹. Ernster sind die Anklagen, die bis in die neueste Zeit von katholischer Seite gegen ihn sind erhoben worden. „Wir sind weit entfernt, Plettenberg rein waschen zu wollen,“ schreibt von ihm ein sonst für sein Andenken begeistertes Mitglied des Marianischen Deutschen Ritterordens², „denn ausgenommen allein die Apostasie, hat er die schwerste Schuld auf sich geladen, die es gibt, indem er die Religion dem Interesse geopfert hat . . . Plettenberg ist eine hervorragende Erscheinung, und deshalb möchte jede der beiden Parteien ihn unter die Ihrigen zählen können. Aber das ist gerade das Urtheil über ihn, daß sein Verhalten darnach angethan war, einem derartigen Streite Raum zu lassen.“

Zimmerhin bleibt es wahr, daß zwischen dem eidbrüchigen Albrecht von Brandenburg, seit 1525 durch Verrath Herzog von Preußen, und

¹ Vgl. z. B. E. Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands (Reval 1895), I, 299 f.

² Histoire de l'ordre Teutonique VIII, 324.

dem eidbrüchigen Gotthard von Ketteler, 1561 durch Verrath Herzog von Aurland, Wolter von Plettenberg als Edelmann und Ritter ruhmvoll in der Mitte steht, durch Sinnesart und Charakter nicht minder jene überragend wie an geistiger Bedeutung und staatsmännischer Weisheit. Schon als Mann des Rechts, und daher als echter deutscher Mann von altem Gepräge, ist er es werth, näher gekannt zu sein.

Papst Innocenz VIII. richtete im ersten Jahre seiner Regierung, am 21. Mai 1485, ein Mahnschreiben an den Großfürsten von Moskau¹. Die wilden Verheerungszüge nach Livland hielt er ihm vor als eine Kränkung des päpstlichen Stuhles, dem jenes Land unmittelbar unterworfen. Er legte Nachdruck darauf, daß Livland dem Heiligen Stuhle zu eigen gehöre — *provincia nostra Livoniae* — und erinnerte an die Zusagen, welche der Großfürst einst Sixtus IV. gegeben, wie an die Wohlthaten, die derselbe von jenem empfangen habe. In den Kämpfen zur Abwehr jener furchtbaren Russeueinfälle, von denen die Klagerufe bis zum Statthalter Christi drangen und ihn selbst zum Eingreifen bestimmten, hat Wolter v. Plettenberg als Vogt des Deutschherrnhauses von Rositten sich die erste Auszeichnung verdient.

In Narwa, an der äußersten Ostgrenze gegen Rußland hin hat er „seine jungen Jahre“, wahrscheinlich die ersten Jahre seines Ordensdienstes, hingebacht; denn „von jung auf“ hat er im Orden gedient und der Reihe nach die Rangstufen der verschiedenen Aemter durchlaufen. Ob er auf livländischem Boden geboren, wie der Localpatriotismus der spätern Zeiten es so gerne annimmt, — ob er jung aus Westfalen zugewandert, dem sein edles Geschlecht entstammt, ist ungewiß. Seit dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts begegnet man den Plettenbergs häufig in den Reihen der Deutschritter, in den über Deutschland hin zerstreuten Balleien, wie unter Livlands Gebietigern. Hier bekleidet um 1450 ein Godert v. Plettenberg die Stelle des Landmarschalls, der nächsten Würde nach dem Meister; er war nicht der einzige seines Namens in den Reihen der livländischen Genossen; unter ihm ist wohl auch der Neffe in den Orden getreten. In dem Kampfe, den seit 1489 der Orden wider die trotzige Stadt Riga führt, erscheint dieser bereits selbst in der Würde eines Landmarschalls und als solcher mit der Oberleitung des ganzen Krieges betraut. Am 11. October 1490 wird ihm vom Herrmeister die Sache des Ordens in dieser

¹ Rainald, *Annales Ecclesiastici* ann. 1485 n. 16.

Angelegenheit ganz besonders ans Herz gelegt. Nach manchen Mißerfolgen und Verlusten entscheidet die Schlacht bei Neuer Mühlen zu Gunsten des Ordens. Dienstag nach Oculi, 9. März 1491, bevollmächtigt der Meister den Landmarschall nebst den Komturen von Fellin und Reval zu den Friedensverhandlungen; der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Dorpat und Kurland sollen Schiedsrichter sein. Bereits am 30. März ist der Friede vollzogen.

Es war hohe Zeit; denn schon wieder droht die Gefahr von dem furchtbaren Moskowiter. Der Grenzfesten Narwa gegenüber steigt 1492 in staunenswerth kurzer Zeit das russische Truk-Narwa Zwangorod empor. Besorgt tagen die livländischen Stände in Walk um Johanni 1492; man beräth über Schutzbündnisse mit Litauen und Schweden; man beschließt zu gemeinsamer Abwehr treu zusammenzustehen, Bischöfe, Städte und Ordensgebietiger mit ihren Mannen.

Seit dem Anfange des Jahres 1494 beginnen die Beunruhigungen und Beeinträchtigungen des „deutschen Hofes“, der wichtigen hanseatischen Handelskolonie im russischen Nowgorod. Am 5. November des gleichen Jahres wird der Hof plötzlich und gewaltsam unterdrückt; alle Waren und Güter werden confiscirt; 49 Kaufleute aus den verschiedensten deutschen Städten sehen sich in harter Gefangenschaft. Aber der Schlag bedeutet mehr: er ist der Untergang des hanseatischen Handels im Osten; er kündigt den Ruin der drei großen Städte Livlands; er ist eine Kriegserklärung gegen das Deuththum am Baltischen Meere. Der Einfall der Plezkauer ins Dorpat'sche Gebiet 1499 und die verheerenden Einfälle der Moskowiter im darauffolgenden Jahre ließen darüber keinen Zweifel.

In demselben verhängnißvollen Jahre 1494 war der livländische Meister Freytag von Lorinshove am 26. Mai gestorben. Am 7. Juli fiel die Wahl der Gebietiger auf den bisherigen Landmarschall Wolter v. Plettenberg. „Er hatte noch kein sonderliches Alter erreicht, da er zu dieser Würde gelangte,“ schreibt ein Chronist¹, „ließ aber solche Tugenden von sich sehen, daß niemand seine Jugend zu verachten Ursach hatte.“ Ungewöhnlich rasch, bereits am 9. October 1494, erfolgte die Bestätigung der Wahl durch den Großmeister und der Befehl für Reval und die Ritterschaft von Harrien und Bierland, dem Neuwählten die Huldigung zu leisten. Der Ruf eines tapfern Kriegshelden ging demselben voraus.

¹ Chr. Kellch, Livländische Historia (Reval 1695) 154.

„Dieser Walter v. Plettenberg“, erzählt der Chronist, „ist ein sonderlicher tapfferer Helt gewesen, wie dann seiner Person halben auch das von ihm gesagt wirdt, daß er in einem ganzen Küräß angethan in ebenem Felde auf seinem Henqst ohne Vortel auff und abfizen können, undt vol wirdigt, unter die vornehmen Helden und Kriegsleute mitzurechnen, dann ihme seiner Vorfahren in diesen Landen aus dem ritterlichen Teutschen Orden an Thaten wenigk gleich gewesen . . .“ Es blieb ihm nun übrig, den herannahenden Ruffenkrieg fest ins Auge zu fassen.

Während seine Abgesandten zu Unterhandlungen gegen Moskau ziehen und nicht bessere Kunde von da zurückbringen als die drei aufeinander sich folgenden Botschaften der Hanseaten, betreibt Plettenberg seine Rüstungen. Dünamünde wird befestigt; das feste Schloß Wenden, der Sitz des Ordensmeisters von Livland, wird mit Mauern und Bastionen umzogen und mit drei mächtigen Thürmen flankirt. Auf dem Reichstag zu Lindau 1496 wird des Reiches Hilfe angerufen. Die Antwort, erst auf den folgenden Tag zu Worms 1497 verschoben, ist trotz aller Bitten und trotz der ernstern Worte, die der Kanzler des Reiches, der Mainzer Erzbischof Berthold v. Henneberg, an die Stände richtet, eine abschlägige¹. Ein Hilfesuch an den Städtetag der deutschen Hanse zu Lübeck 1498 erzielte schöne Versprechungen, aber nichts darüber hinaus, und auch ein Tag der livländischen Stände selbst, zu Walk im September desselben Jahres, brachte nicht bessere Ermuthigung. Bündnißverhandlungen mit Dänemark und Schweden zerschlugen sich, und damit fiel ein groß gedachter Plan des Meisters zur Vereinigung aller Kräfte wider die erdrückende Macht des gemeinsamen Bedrohers.

Schon begannen wieder die Einfälle der Russen, als der Ständetag zu Wolmar am 17. Januar 1501 zu der Politik Plettenbergs seine Zustimmung aussprach, unter Bündniß mit dem benachbarten Litauen zum Angriffskrieg gegen den Moskowiter vorzuschreiten. Am 3. März war das Bündniß abgeschlossen, am 21. Juni wurde auf dem Schloß zu Wenden das Bundesinstrument aufgesetzt, am 26. August stand Plettenberg mit seinem kleinen Heere bei Neuhausen an der russischen Grenze. Noch auf livländischem Boden spendete der Bischof von Dorpat den Rittern das heilige Abendmahl und dem ganzen Heere den Segen. Es waren

¹ J. J. Müller, Des heil. Röm. Reiches Reichstags-Theatrum, wie selbiges unter Keyser Maximilians I. allerhöchster Regierung gestanden (Zena 1719) II, 144, vgl. 111.

4000 wohlgerüstete Reifige, an 2000 Fußknechte und ein großer Troß leichtbewaffneter Bauern. Plettenberg selbst führte das Heer; der greise Erzbischof Michael von Riga hielt sich an seiner Seite¹.

Kaum auf russischem Boden, stieß man noch gleichen Tages auf einen an Zahl ungeheuer überlegenen Feind. Allein das noch ungewohnte Feuer der Geschütze und die wuchtigen Attaquen der geharnischten Reiter thaten ihre Wirkung. „Als der theuerbare Held Wolther v. Plettenberg mit seinen tapffern Reitern und Helden männlich in den Feindt gesehet, so daß da manchem Hören und Sehen vergangen ist, da haben die Moskowiter das Hasen-Banner genommen, und wer nicht entfliehen konnte, der ist erschlagen worden, und hat der Herrmeister dort großen Preis und Ehre und viel Beute erlanget.“²

Muthig rückte das siegreiche Heer nun im Feindesland voran. Das starke Schloß Isborzk ließ man beiseite liegen, um desto schneller vor Ostrow anzukommen. Hier wollte sich Plettenberg mit dem Heere der Litauer vereinigen. Am 7. September ging die Stadt Ostrow in Brand auf; Tausende von Russen kamen ums Leben; noch bis zum 14. dauerte die Beschießung der Burg.

Allein die Litauer blieben aus. Am 15. Juni 1501 war König Johann Albrecht von Polen gestorben; Alexander von Litauen war dem Bruder auf dem polnischen Throne gefolgt; er hatte jetzt andere Sorgen, als die Nachbarn gegen den gemeinsamen Feind zu unterstützen. Das Heer der Livländer, auf sich angewiesen, war zu schwach. Dazu brach jetzt die rothe Ruhr aus; manche der tüchtigsten unter den Gebietigern, Junkern, Reitern und Knechten fielen der Krankheit zum Opfer. Nichts blieb übrig als der Rückzug. Noch wurde im Vorüberzug Isborzk flüchtig beschossen, und der Versuch eines Ausfalls kostete den Russen viele Menschenleben. Am 14. September stand Plettenberg wieder auf Livlands Boden. Eben heimgekehrt ward er von einer tödtlichen Krankheit aufs Lager gestreckt; das Heer zerstreute sich über das Land, und nun brach, am Vorabend vor Allerheiligen 1501, ein ungeheures Russenheer — 90 000 Mann — zu blutiger Vergeltung über die Grenze. Grauensvoller als je hausten die

¹ Die Darstellung der kriegerischen Ereignisse von 1501 und 1502 schließt sich im wesentlichen an den Bericht der „Schönen Historie“. Vgl. C. Schirren im Archiv für die Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands. VIII (Reval 1861), 112 f. Beiträge zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands I, 454 f.

² Fr. N y e n f ä d t s Livland. Chronik. Monumenta Livoniae II, 38.

feindlichen Barbaren; auf 40 000 schätzte man allein die Zahl der Gefangenen, die mit fortgeschleppt wurden.

Plettenberg genas, und alsbald stand er wieder unter den Waffen. Aber unstätes Winterwetter hatte das Land mit Morästen überdeckt. Es war schwer, die Heerhaufen zu vereinigen. Der Feind vermied jedes größere Gefecht; überall wich er vor dem heranziehenden Herrmeister. Nur der Tag von Helmet, 25. November 1501, brachte einem livländischen Haufen, der den befohlenen Anschluß an das Hauptheer versäumt, mit dem Untergang zugleich den Ruhm heldenmüthiger Tapferkeit; einen Monat später, am 28. December, meldet Plettenberg von errungenen Vortheilen. Zu Beginn des Jahres 1502 war Livlands verwüsteter Boden wieder vom Feinde frei.

Das neue Jahr beginnt, aber das Vitauer-Heer, abermals so sehnsüchtig erwartet, stellt sich nicht ein zum gemeinsamen Angriff. Wohl kommen Gesandte vom Hochmeister aus Preußen, wohl gehen Verhandlungen mit Polen und Preußen hin und her; der Komtur von Reval führt im März 1502 seine Ritter zu einem glücklichen Streifzug über die russische Grenze und wirft bei Zwangorod 1600 geharnischte Russen; noch im gleichen Monat kommt Kunde von glücklichen Waffenthaten des Landmarschalls Johann Plather auf russischem Boden. Aber Hilfe kommt von keiner Seite. Nur Papst Alexander VI. hat den 21. Juni 1496 allen in Livland, die „um Christi willen“ gegen die Russen ausziehen und im Kampfe fallen, und ebenso allen, die, außer stande, selbst zu kämpfen, den Kriegszug nach Kräften unterstützen — „vere poenitentibus et confessis“ — den einen für die Todesstunde, den andern einmal im Leben einen vollkommenen Ablass verliehen und dadurch die Streiter noch mehr zum Todesthuth begeistert¹.

Als der August kam, stand abermals Plettenbergs kleines Heer gerüstet an der Grenze. Auch vom Hochmeister in Preußen war diesmal eine kleine Abtheilung Knechte zu Hilfe geschickt worden, commandirt von Claus v. Pach. Aber Plettenberg vermisse schmerzlich eine Unterstützung durch reifige Edelleute. Er war also wieder wie im vorigen Jahre von

¹ J. J. Müller, Reichtags-Theatrum II, 112, und Theiner, Vetera Monumenta Poloniae II, 262, wo die Ablassbulle im Wortlaut mitgetheilt. Dieselbe wird von den baltischen Historikern ignorirt, vielleicht weil sie direct an die schwedischen Bischöfe gerichtet ist. Sie war jedoch in gleicher Weise auch für Livland bestimmt: „regnum Sueciae cum terra Livoniae et provinciis ei adiacentibus.“

aller Welt im Stich gelassen, und dies war schlimm; denn zum drittenmal brachen die Litauer ihr Wort und blieben aus. Livland sollte allein kämpfen und verbluten. Plettenberg rückte entschlossen ins Feindesland. Vor Pleškau fielen ihm zwei Russen in die Hände. Sie sagten aus, daß der Feind in ungeheuern Massen heranrücke und auf einen Widerstand des schwachen livländischen Häufleins gar nicht rechne.

Der Meister beschloß, die Entscheidung Gott anheimzugeben und den Feind zu erwarten; mit der Morgenfrühe des 13. September 1502 sah man der Entscheidungsschlacht entgegen. „Als nu de Meister des Rüsse Vormetenheit vornammen, hefft he syner Sake gude Achdinge gehat unde mit Juda Machabaeo dem Allerhögesten vortruwet,“ erzählt der alte Russow¹. Auch fast alle andern Chronisten wissen zu erzählen, wie Plettenberg in dieser Stunde „Gott umb Hülffe undt glücklichen Siegt angeruffen“, und zweifelsohne gilt es von diesem Tag, wenn Nyenstädt berichtet²: „Da kumpt der Herrmeister Wolter von Plettenbergh mit seinen Ordensherren und vorsammelten Kriegsheere . . . dem Moschowiter under Augen, geht zum Ersten mit seinen Ordensherren, Gebietigern und Prälaten in die Capellen, lassen sich da eine Betmesse thnn, und das Kriegsvolk fällt umb die Capellen uf dem Felde nider, roffen Gott und die heilige Jungfrau Maria an zur Vorbitte umb einen Siegh und Fiktorie zu erhalten.“³

Den Erfolg berichtet Russow: „Und also am Abend Exaltationis crucis [d. h. am Tag vorher (Vigil) 13. September] die Feinde mit großer Ungefügigkeit und Geschrey herangedrungen haben, ist der Meister unerschrocken den Feinden unter Augen gerückt, welche sich der Kühnheit des wenigen Volkes der Deutschen sehr verwundert haben. Und also nun beide Parteien nah bei einander gekommen waren, da haben die Russen des Meisters Volk all umringet. Da das der Meister gesehen hat, daß er mit seinem Volk nirgends hin fliehen könnte, hat er einen Muth gefaßt und erstlich das Geschütz unter die Russen losgehen lassen, welches die Russen wohl getroffen hat. Dann hat er ganz tapfer und freudig auf die Feinde eingesezet und sich mit Macht dreimal durch den Haufen hindurchgeschlagen, der Russen viele erlegt und die übrigen mit göttlicher Hülfe auf die Flucht gebracht. Aber diemeil er mit seinem Volke ganz

¹ Livländische Chronika, 1584. S. 23^b.

² Monumenta Livoniae II, 38, vgl. Beiträge I, 137.

³ Die heilige Messe wurde auf den Kriegszügen der Livländer 1502, wie auf den frühern Russenzügen jeden Morgen für das Heer gehalten. Vgl. Beiträge I, 460.

vermüdet gewesen, hat er dem Feinde nicht weiter folgen können, sondern ist bis in den dritten Tag da liegen geblieben und der Feinde, ob sie wieder kommen wollten, erwartet. Aber sie sind ausgeblieben und haben nicht mehr so heiß baden wollen.“ Auch Rynenstädt stimmt hier bei: „Der Herrmeister ist an diesem Ort drei Tage liegen geblieben und hat die Erschlagenen, so von den Seinigen im Kampf geblieben, mit christlichen Ceremonien bestättigen lassen und die Verwundeten in guter Warte zu heilen nach Nothdurft versehen.“

Der Eindruck des Sieges an der Smolina war ein ungeheurer. Es war die großartigste Waffenthat, die ein livländisches Heer je vollführt, eine der glorreichsten in der Geschichte der Christenheit. Viel tausend Russen lagen erschlagen; Plettenberg hatte nur wenige Ritter und durch Verrath eines Offiziers 400 gemeine Knechte verloren. „Diese Victoria der Livländer“, meinte daher auch der alte Ruffow, „ist wahrhaftigen ein Wunderwerk und Mirakel Gottes gewesen, daß solk ein klein Hüpfen, wie vorgemelt, über 90 000 überwunden und in die Flucht geschlagen haben.“

Zum Andenken an den glorreichen Sieg verordneten die Bischöfe Livlands, daß das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) hinfort jedes Jahr gleich dem Osterfeste gefeiert werden solle. Plettenberg erbaute mehrere Kapellen zu Ehren der Jungfrau Maria. Für den Fall des Sieges hatte er auch eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande gelobt; allein die Verhältnisse gestatteten nicht, daß er in Person der Erfüllung des Gelöbnisses sich unterziehe. An seiner Stelle brach 1504 der Komtur von Fellin, Robert von Grave, von 50 Rittern begleitet zur Pilgerfahrt über Rom nach Jerusalem auf, von wo er wohlbehalten wieder heimkehrte. Auch in Zukunft bewährte sich Plettenberg noch mit Vorzug als den „Diener der Jungfrau“, welcher ja auch der „Marianische Deutsche Ritter-Orden“ in besonderer Weise zu Dienst und Treue verpflichtet war. Am 18. October 1508 stellt der Meister Urkunde aus über Schenkung eines Platzes zum Bau einer Gildenstube für die „Brüderschaft Unserer Lieben Frau“, und erklärt dabei¹: „daß wir mit Rath, Willen und Genehmigung unserer ehrsamten Mitgebietiger gegönnt, verliehen und gegeben haben und hiermit kraft dieses Briefes, zu Stärkung inniger Andacht und der Ehre Gottes samt Maria, seiner keuschen Gebärerin, den Herrendienern und

¹ Beiträge I, 71. Noch heute steht auf diesem Platze das Haus der Domgilde. Vgl. Kottbed, Der Immobilienbesitz Revals S. 26.

Bürgern erwähnter Unserer Lieben Frauen Bruderschaft zu Rebal aus sonderlichen Gunsten und Gnaden gönnen, geben und verleihen eine Stätte, gelegen längs dem Graben unseres Ordenshauses Rebal . . .“

Auf den Münzen, die Plettenberg 1516 für Riga schlagen ließ, ist auf der einen Seite mit Bild und Inschrift des Erzbischofs auch das des Meisters angebracht; die andere Seite trägt das Bild der Himmelkönigin mit dem Jesuskind und um dasselbe den Spruch: *Domina Maria conserva nos.*

Man begreift dieses Gebet; denn Livlands Freiheit und damit der Bestand des Ordens waren noch unaufhörlich bedroht. Zwar gelang es nach langen Verhandlungen, am 29. Juni 1503 in Nowgorod zum Abschluß eines Beifriedens auf 6 Jahre zu kommen. Die „Eisenmänner“ Livlands hatten den Moskowitern zu gewaltigen Schrecken eingejagt¹, und auch nach andern Seiten hin hatte Moskau sich zu decken. Trotzdem war der Friede nicht günstig, und, was schlimmer war, für keinen Tag war man sicher, ob der Großfürst an die geschlossenen Verträge sich halten werde. Nur dem Zusammenwirken äußerer Verhältnisse und der großen Klugheit und Vorsicht des Meisters war es zu danken, wenn der Friede erhalten blieb.

Indes mußte man von Jahr zu Jahr auf den Losbruch neuer Kriegsschrecken gefaßt sein. Kaum war 1503 der Krieg beendet, als Plettenberg mit den Städten und Rittern wegen derjenigen sich auseinandersetzte, welche in der Stunde der Gefahr die Heeresfolge zum Kampf verabsäumt hatten. Die Dienstpflicht wurde für die Zukunft strenge geregelt. Bei den Hansestädten bat der Meister um Geldunterstützung für den mit Sicherheit erwarteten Wiederausbruch des Russenkrieges. Noch ist sein Brief an die Stadt Soest erhalten vom 7. December 1506, in welchem er die Stadt um Beisteuer zum Kriege angeht. Unterdessen waren wieder-

¹ *Barthol. Grefenthal*, *Livlend. Chronica* (Mon. Livon. V, 45): „Der Muscowiter soll nach gemachtem Frieden vom deutschen Meister begehret haben, ihm einen eisern Mann, von denen so sein Kriegsvolk schlagen helfen, zuzuschicken, denselben zu sehen. Hat der Herr Plettenberg einen wohlversuchten Kriegsmann aus seinen Hauptleuten in einem ganzen Küras ausgerüstet ihm zugeschiedt auf einem Pferde und Rennspieß, welcher vor dem Muscowiter allerlei Übung und Kunst gebraucht, einen Hnt von der Erde im vollen Rennen aufgehoben, denselben wider eine Mauer geworffen und unverrückt auf seinem Pferd im Sattel sitzen geblieben, seinen Küras und Rüstung alleine abgelegt und wieder angethan. Darüber sich der Muscowiter sehr verwundert und mit reichlicher Verehrung wieder anheim ziehen lassen.“

holte Botschaften Kaiser Maximilians I. nach Moskau (1504, 1505 und 1506) auch im Interesse des Friedens für Livland thätig, freilich ohne mehr zu erzielen als Worte, und selbst diese lauteten nicht beruhigend.

Dagegen hatte auf erneutes Ansuchen des Meisters Papst Alexander VI. 1502 eine abermalige Ablassverkündigung zu Gunsten Livlands bewilligt, nachdem er schon 1498 in einem eigenen Schreiben Lübeck und die übrigen Hansestädte zur Hilfe für Livland aufgefordert hatte. Julius II. hatte 1504 die Ablassbewilligung erneuert; am 28. Januar 1505 nahm der Commissar des Ordens im Dome zu Bremen eine bedeutende Summe von Ablassgeldern entgegen. Auch 1505 wurde in den Diöcesen Deutschlands zur Unterstützung der bedrohten Livländer gegen die Russen der Ablass gepredigt. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der beredte Dominikaner Joh. Tezel, der sich schon während des Jubeljahres 1500 als Ablassprediger bethätigt, in der Eigenschaft eines Subcommissars fungirte¹. Er predigte auch jetzt mit außerordentlichem Erfolg. Auch als 1507 von Rom eine neue Gnadenbewilligung für Livland erfolgt war, blieb Tezel in dieser Sache Vice-Commissar für das Bisthum Meissen. Wie hier, wurde aber auch in andern deutschen Diöcesen für das bedrohte Livland gepredigt und gesammelt. Noch 1511 ist vom ersten Fastensonntag bis Dreifaltigkeit in Würzburg der Ablass für Livland verkündigt worden².

So war es bei der engherzigen und kurzsichtigen Interessenpolitik jener Tage und der Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse nur das lebendige Bewußtsein der kirchlichen Zusammengehörigkeit und der Weitblick des gemeinsamen Vaters der Christenheit, von wo dem bedrohten Lande noch Trost und Hilfe wurde.

¹ Gröne, Tezel und Luther, 2. Aufl. S. 6 ff.; Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1895, S. 38.

² Chronic. Sponheim. (Opp. Trithemii ed. Freheri, Francof. 1601) P. II, 433, 46.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Selbstbiographie einer Lomechusa¹.

Es sind bereits neun Jahre her — nach unserer Zeitrechnung ebenjoviele Lomechusenalter —, da ist eine Schrift erschienen, welche den Titel trug: Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Ateteles und Lomechusa. Eine alte, weltersfahrene Ameise hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht. Zugleich fügte sie bei, daß man in Kürschners Litteratur-Kalender den Titel jener Schrift abgekürzt habe in: „Ateteles und Lomechusa“. Infolge dessen — so sagte sie — seien denn nicht wenige kluge Menschenkinder auf den Gedanken gekommen, Ateteles und Lomechusa wären der Held und die Heldin eines Romans und hätten niemals gelebt. Das ist aber ein großer Irrthum, und zwar in jeder Beziehung. Bei meiner Standesehre fühle ich mich verpflichtet, ihn hier aufzuklären. Ich bin dazu um so mehr berechtigt, da über uns beide, über Ateteles und Lomechusa nämlich, seither noch eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten erschienen ist. Ja sogar auf einem internationalen Zoologencongreß wurde über uns und unserergleichen ein Vortrag gehalten. Deshalb dürfte es an der Zeit sein, daß auch der romanlesende Theil der Menschheit sich von unserem wirklichen Dasein überzeuge und unsere wahre Lebensgeschichte erfahre.

Also wir, Ateteles und Lomechusa, wir sind historische Persönlichkeiten oder vielmehr historische Individualitäten. Obwohl es die einzelnen Individuen bei

¹ Wenn wir im folgenden einen Ameisengast seine Erlebnisse erzählen lassen, so braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß wir damit der tendenziösen Vermenschlichung des Thierlebens keineswegs das Wort reden wollen. Vielmehr dürfte gerade das Gegentheil sich aus der Darstellung selbst ergeben.

Weiteres über den behandelten Gegenstand findet der Leser in folgenden Schriften des Unterzeichneten: Ueber die Lebensweise einiger Ameisengäste. I. Theil. (Deutsche Entomologische Zeitschrift. 1886. 1. Heft.) — Ueber die europäischen Ateteles. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1887. 1. Heft.) — Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Ateteles und Lomechusa. Haag 1888. (Tijdschrift voor Entomologie Bd. XXXI.) — Vergleichende Studien über Ameisengäste und Termitengäste. (Mit Nachtrag I und II.) Haag 1890. (Tijdschrift voor Entomologie Bd. XXXIII.) — Die internationalen Beziehungen von Lomechusa strumosa. (Biologisches Centralblatt Bd. XII. 1892. Heft 18—21.) — Zur Lebens- und Entwicklungsgeschichte von Ateteles pubicollis. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1894. 2. Heft.) — Kritisches Verzeichniß der myrmekophilen und termitophilen Arthropoden. Mit Angabe der Lebensweise und Beschreibung neuer Arten. Berlin 1894. — Zur Biologie von Lomechusa strumosa. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1895. 2. Heft.) — Die ergatogynen Formen bei den Ameisen und ihre Erklärung. (Biologisches Centralblatt Bd. XV. 1895. Heft 16 und 17.) — Die Myrmekophilen und Termitophilen. Vortrag, gehalten am 16. September 1895 zu Leiden. (Compte rendu des Seances du troisième Congrès international de Zoologie. Leyde 1896.) — Revision der Lomechusa-Gruppe. (Deutsche Entomolog. Zeitschr. 1896. 2. Heft.)

uns nur bis zum Einjährigen bringen, da unsere normale Lebensdauer von der Wiege bis zum Grabe nur ein Jahr beträgt, so hat doch unser Stamm eine Geschichte von so ehrwürdigem Alter, daß die ahnenreichsten Adelsgeschlechter der Menschen gegen uns reine Eintagsfliegen sind. Unsere Geschichte auf Erden ist um viele tausend Jahre älter als die Geschichte der Menschheit, die ihr so stolz die Weltgeschichte nennt; denn ihr Menschen habt erst am sechsten Schöpfungstage das Licht der Welt erblickt, wir aber spätestens schon am fünften. Wir sind nämlich Käser, Kurzflügler, Ameisengäste. Das dürfte zum Beweis für unsere Existenz und für das hohe Alter unseres Geschlechtes genügen. Schon zur meso- und kenozoischen Zeit, wo statt der Dampfschiffe noch die riesigen Saurier die Herren des Meeres waren und die gewaltigen Mastodonten und andere Dickhäuter als Kroue der sichtbaren Schöpfung auf dem Festlande umherspazierten, schon damals waren wir da. Als an euch noch niemand dachte, wohnten wir bereits als Stammgäste bei dem Volke der Ameisen, das im mittlern Tertiär in zahllosen Gattungen und Arten das Antlitz der Erde belebte. Die Nester dieser klugen Thierchen, deren nimmermüde Emsigkeit euch vom Schöpfer zum Vorbilde gegeben wurde, waren schon zur Tertiärzeit gastliche Herbergen, in denen besonders bevorzugte Vertreter aus dem Geschlechte der Käser Unterkunft und Verpflegung fanden. Und zu diesen bevorzugten Wesen gehören wir, Atemeles und Lomechusa.

Wer uns nur so oberflächlich betrachtet, könnte uns allerdings wegen unserer rothbraunen Färbung und unserer breiten Körpergestalt eher für Wanzen als für Käser halten. Aber wir müssen derartige Verwechslungen, deren sich nur ein Laie in der Kerfkunde schuldig machen kann, mit Entrüstung zurückweisen. Es ist allerdings richtig, daß unsere Körperform von derjenigen anderer Käser und insbesondere auch von derjenigen anderer Kurzflügler — so heißt nämlich die Käserfamilie, welcher wir nach der Systematik angehören — nicht unerheblich abweicht. Aber gerade diese Eigenthümlichkeiten unserer Erscheinung sind unser berechtigter Stolz. Man nennt dieselben nämlich in der Wissenschaft „Anpassungscharaktere an die myrmekophile Lebensweise“. Sie sind gleichsam die Ordensabzeichen, an denen man die erlauchten Geschlechter der Ameisengäste sofort von den gewöhnlichen sterblichen Käsern unterscheiden kann. Unter diesen Ehrenzeichen besitzen nun gerade wir, Atemeles und Lomechusa, das allervornehmste: gewisse gelbe Haarbüschel, die im Ameisenstaate den Orden des goldenen Blickes vertreten.

Ihr müßt nämlich wissen, daß man unter jenen Käsern und andern Gliedertieren, welche gesetzmäßig in Gesellschaft der Ameisen leben, verschiedene Rangstufen der Symbiose, d. h. des Zusammenlebens derselben mit ihren Wirten, unterscheidet. Es gibt unter jenen Gesellschaftsthieren der Ameisen nicht bloß gebetene Gäste, zu denen wir gehören, sondern auch unbetene. Unter den letztern findet ihr sogar eigentliche Schmarozer der niederträchtigsten Art, ferner feindlich verfolgte räuberische Eindringlinge; die große Mehrzahl sind jedoch indifferent geduldete Einmiether, ein sehr gemischtes Publikum, unter welchem neben edlern Erscheinungen, die mit uns bereits eine gewisse Aehnlichkeit besitzen, auch noch manches Diebsgesindel sich versteckt. Ueber alle diese niedern Stufen der Symbiose erhebt sich in hellem Ruhmesglanze das echte Gastverhältniß,

von den Gelehrten Myrmekozenie (von μύρμηξ, Ameise, und ζένος, Gast) oder Symphilie (von σύν und φίλα, freundschaftliches Zusammenleben) genannt. Diese echten Gäste sind die Elite der Myrmekophilen, und kaum 200 unter den 1000 bisher als gesetzmäßige Gesellschafter der Ameisen bekannten Käferarten zählen zu dieser auserlesenen Schar. Ja unter den 2000 Staphyliniden oder Kurzflüglern der paläarktischen Fauna sind wir, Ateteles und Lomechusa, sogar die einzigen, die das hohe Privileg besitzen, echte Ameisengäste zu sein! Zum Beweise dafür tragen wir stets unser Ordensabzeichen mit uns herum. Es sind dies die obgemeldeten gelben Haarbüschel. Dieses goldene Blietz ist der sichtbare Ausdruck des überaus schönen und ehrenvollen Verhältnisses, das uns mit unsern Wirten verbindet, eines Verhältnisses, das im ganzen übrigen Thierreich seinesgleichen nicht hat. An den gelben Haarbüscheln werden wir nämlich von den Ameisen mit großem Behagen belect; der angenehm narfotische Reiz des ätherischen Oeles, welches diese Organe absondern, ist der Grund, weshalb unsere Wirte uns so lieb haben. Und diese Liebe besteht nicht bloß in Gefühlen: sie füttern uns auch aus ihrem eigenen Munde und lassen sogar unserer hilflosen Jugend die allervornehmste Ameisenerziehung angedeihen. Damit wir unser unschätzbares Ordensabzeichen auf dem Lebenswege nicht verlieren, ist es uns angewachsen. Wir, Ateteles und Lomechusa, tragen es als zwei Reihen goldgelber Haarbüschel an den Seiten des Hinterleibes. Andere echte Gäste aus andern Käferfamilien haben es an andern Körpertheilen ebenso unverlierbar angeheftet; die einen auf dem Halschild, die andern an der Hinterleibspitze, andere wiederum an den Flügeldecken, andere auf der Stirn oder sogar auf der Nase, d. h. an den Fühlern, welche bekanntlich die Nase bei uns Insecten sind.

Bisher habe ich immer gesagt: Ateteles und Lomechusa. Daran war jedoch nur meine Bescheidenheit schuld; eigentlich müßte es umgekehrt heißen: Lomechusa und Ateteles. Wir beide bilden nämlich zugleich mit der nordamerikanischen Gattung Xenodusa die Lomechusa-Gruppe. In dieser Gruppe ist aber Lomechusa die älteste, die sogenannte typische Gattung, die bereits 1806, also vor ganzen neunzig Jahren, von meinem verstorbenen Freunde Gravenhorst aufgestellt wurde; und sie ward von ihm gegründet auf mich. Hiermit habe ich endlich das Vergnügen, mich meinen Lesern persönlich vorstellen zu dürfen.

Mein Name ist *Lomechusa strumosa*. Ich bin beiläufig 6 mm lang und deren 2 breit, für einen Kurzflügler eine ganz stattliche Erscheinung. Meine Färbung ist ein schönes Rothbraun, das in der Mitte des Körpers, auf den kurzen Flügeldecken nämlich, blutroth wird wie ein geschliffener Karneol. An den Seiten meines Hinterleibes seht ihr etwas Gelbes, was aus der Ferne euern goldenen Offizierskapauletten gleicht. Das sind meine Ordenszeichen, die schon erwähnten Haarbüschel. Wie hoch meine Rangstufe unter den echten Gästen sei, könnt ihr bereits ahnen, wenn ihr meine Kapauletten zählt; es sind deren drei und eine halbe auf jeder Seite, also im ganzen sieben; so viele tragen bei euch kaum die höchsten Generale.

An meiner Gestalt werdet ihr bemerken, daß sie einen etwas breiten, untersehten Eindruck macht und durch sechs stämmige Beine gestützt wird. Wir Lome-

chufen haben eben eine solide Grundlage nöthig, damit wir in unserer hohen Lebensstellung nicht so leicht durch die Stürme des Schicksals umgeweht werden. Daß uns diese Stürme in Gestalt von Püffen nahen, die wir von unsern hochmögenden Gönnern, den Ameisen, gelegentlich erhalten, gehört bereits zu meinen Lebensschicksalen, über die ich später Genaueres erzählen werde. Wie alles auf Erden seine Ursache und seinen Grund hat, so ist insbesondere an der Körpergestalt einer Lomechusa nichts, was nicht eine tiefe Bedeutung besäße. Dies gilt auch von den dicken aufgebogenen Rändern meines fast halbkreisförmigen Halsschildes und den Vertiefungen, die auf jeder Seite desselben sich finden. Erstere dienen dazu, meine passive Widerstandsfähigkeit zu erhöhen, die letztern dagegen sind gewissermaßen Schönheitsgrübchen; sie bewirken nämlich, daß mein breiter Käferücken einem schmalen Ameisenrücken täuschend ähnlich sieht. In der Färbung gleiche ich meinen Wirten, den blutrothen Raubameisen, in hohem Grade; darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Aber daß auch meine breite Körperform mit einer schlanken Ameisentaille verwechselt werden könne, das würde wohl niemand für möglich halten, der mich nur als getrocknete Leiche neben einer Ameise auf weißem Carton aufgeklebt sah und mich nicht mitten unter den Ameisen sitzend lebend schaute. Und doch ist dem so. Eure besten Beobachter haben es oft genug erfahren, indem sie uns im Ameisenneste nicht fanden, obwohl wir unmittelbar vor ihrer Nase saßen. Um die Ameisenähnlichkeit meiner Erscheinung zu erhöhen, trage ich auch für gewöhnlich meinen beweglichen Hinterleib aufgerollt, wodurch derselbe dem Hinterleibe einer echten Ameisenkönigin täuschend ähnlich wird. Obwohl die Ameisen nämlich im übrigen ziemlich republikanisch gesinnt sind und ihrer Königin bei den meisten Staatsgeschäften bloß eine passive Rolle gestatten, so erweisen sie ihr doch viele zärtliche Aufmerksamkeiten. Daher trägt auch unsere Aehnlichkeit mit einer Ameisenkönigin dazu bei, uns Lomechusen in den Augen der Ameisen noch liebenswürdiger erscheinen zu lassen, als wir es schon wirklich sind. Sie berechtigt uns endlich auch, den Namen Ameisenkäfer in der vollen Bedeutung des Wortes zu tragen. Allerdings gebührt uns dieser Ehrentitel ohnehin schon, und zwar aus viel wichtigern Gründen; denn wir Lomechusen sind Käfer, die von der Fußsohle bis zum Scheitel, von innen und außen, mit Leib und Seele zu Gesellschaftern der Ameisen wie geschaffen sind.

Beinahe hätte ich vergessen mitzutheilen, daß ich vorn am Kopfe auch zwei lange Fühler habe; und doch sind diese Organe für uns von großer Wichtigkeit. Als Sinnesorgane haben sie bei uns allerdings weniger zu bedeuten als bei andern gewöhnlichen Insecten; denn die feinen Sinne unserer gastlichen Freunde, der Ameisen, versehen für uns deren Dienst in zuvorkommender Weise. Um so unentbehrlicher sind uns jedoch die Fühler, um mit unsern Wirten in lebendigem Verkehr zu bleiben. Durch die Fühlercorrespondenz, welche bekanntlich die Stelle der Sprache bei den Ameisen selber vertritt, machen auch wir unsere Wirte in höflicher Weise auf unsere Wünsche und Bedürfnisse aufmerksam. Dazu sind die efgliederigen, außerordentlich beweglichen Fühler einer Lomechusa sehr geeignet. Die lose Aneinanderreihung der einzelnen, fast becherförmigen Glieder erhöht

ihre Geschmeidigkeit und macht sie zu wahren Schmeichelpfoten, denen das Herz der Ameisen nicht widerstehen kann.

So, jetzt habe ich euch mein Aeußeres in kurzen Zügen geschildert. Damit ihr dasselbe nicht so bald vergeßet, füge ich noch mein fünffach vergrößertes Porträt bei; an Schönheit bleibt dasselbe hinter dem Originale selbstverständlich weit zurück. Die biologische Bedeutung aller Einzelheiten meiner Erscheinung wird euch übrigens erst bei der nähern Erzählung meiner Lebensschicksale einigermaßen klar werden. Dies gilt sogar für solche Elemente meines Wesens, die sich eurem Blicke bescheiden entziehen. Würdet ihr beispielsweise meine Mundtheile mikroskopisch untersuchen, so könntet ihr bemerken, daß meine Zunge außergewöhnlich breit ist, meine Lippentaster dagegen verhältnißmäßig kurz. Ein Eingeweihter vermag bereits aus diesen Eigenthümlichkeiten meiner Mundbildung mit Sicherheit zu erkennen, daß wir Lomechusen zu den echten Ameisengästen gehören, die aus dem Kröpfchen ihrer Wirte gefüttert werden. Ueberhaupt ist der innige Zusammenhang zwischen Organform und Lebensweise — oder wie die Gelehrten es ausdrücken, zwischen Morphologie und Biologie — bei mir wie bei andern echten Ameisengästen eines der geheimnißvollsten, aber auch eines der interessantesten Kapitel der ganzen Zoologie. Bevor ich euch meine Lebensgeschichte erzähle, muß ich jetzt noch kurz über meine bisherige Geschichte in der Wissenschaft Bericht erstatten.



Der Altmeister der modernen Zoologie, Karl Ritter von Linné, hatte noch gar nicht die Ehre, mich, *Lomechusa strumosa*, zu kennen. Er ist jedoch deswegen nicht zu tadeln; denn einzig meine Bescheidenheit, meine Liebe zur Verborgenheit in den Nestern der Ameisen, entzog mich seinen Blicken. Der große Entomolog Fabricius hat mich endlich entdeckt, und zwar schon vor

hundert Jahren. Damals hieß noch alles *Staphylinus*, was kurze Flügeldecken besaß; daher nannte er mich *Staphylinus strumosus*. Diese *differentia specifica*, „die schwielige“, habe ich seither behalten, obwohl sie eigentlich auf Kurzsichtigkeit beruhte. Der gute alte Herr scheint nämlich die gelben Haarbüschel meines Hinterleibes für ganz gewöhnliche Schwielen angesehen zu haben. Zum Glück erschien nach einem Jahrzehnt der scharfsichtige Gravenhorst, um meine Ehre zu retten. Er erkannte die vermeintlichen Schwielen als ganz außerordentliche Haarbildungen, sonderte mich aus diesem Grunde von dem gemeinen Volke der übrigen *Staphylineu* ab und erhob mich zur Gattung *Lomechusa*, was auf deutsch die Fransenträgerin bedeutet, oder etwas nobler ausgedrückt, die „Bließträgerin“. So strahlt denn mein Name seither als leuchtender Fixstern an dem wissenschaftlichen Himmelsgewölbe der Systematik, und kein anderes Gestirn kann mir den Rang ablaufen oder mein Licht verdunkeln. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Gattungsnamen in der Systematik nicht bloß unveränderlich sein sollen, sondern daß ein und derselbe Name in der ganzen Zoologie nur ein einziges Mal gebraucht werden darf. Unter all den Gattungen der lebenden und ausgestorbenen Thiere, deren Zahl von Fünzig-

tausend nicht mehr weit entfernt ist, hat somit nur eine die Ehre, Lomechusa zu heißen.

Nach und nach entdeckte man in der Gesellschaft der Ameisen noch eine Anzahl meist etwas kleinerer Basen von mir in Europa, Asien und Nordamerika; dieselben wurden alle zur Gattung Lomechusa gestellt, weil sie an den Hinterleibsseiten goldene Epauletten trugen gleich mir und eine breite Körpergestalt und ein seitlich ausgehöhltes Halschild besaßen wie ich. In neuerer Zeit hat man jedoch mehrere derselben, und zwar aus nicht unwichtigen Gründen, von Lomechusa abgetrennt und als neue Gattungen *Atemeles* und *Xenodusa* in die Wissenschaft eingeführt. Ich bin darüber gar nicht ärgerlich; denn es tritt jetzt nur um so klarer hervor, daß die Gattung Lomechusa, deren typische Vertreterin ich bin, ganz besonders ausgezeichnete Geschöpfe enthalten muß. Uebrigens bin ich trotzdem in unserer Familie nicht allein geblieben; die Gattung Lomechusa im engeren Sinne zählt nämlich gegenwärtig außer mir noch sechs Arten. Wir sind also unsere sieben Schwestern. Ich als die älteste und vornehmste habe ganz Europa als Verbreitungsbezirk für mich behalten; einer meiner Schwestern überließ ich Lappland, einer andern Sibirien, der dritten den Kaukasus, der vierten das Amurland, der fünften die nördliche Mongolei und der sechsten endlich das Hochland von Tibet. Das nenne ich doch Schwesterlich getheilt.

Obwohl man schon seit einem Jahrhundert von meinem Dasein Kenntniß hat, so blieb doch meine Lebensweise bis in die neueste Zeit in Dunkel gehüllt. Zwar durfte die Menschheit bereits vor fünfzig Jahren durch den wackern sächsischen Cantor Friedrich Maerkel erfahren, daß wir Lomechusen Ameisengäste seien. Aber die meisten der Herren Käfersammler — sie nennen sich mit dem griechischen Namen Koleopterologen — benutzten diese Kunde nur dazu, um die Nester der Ameisen gewaltsam zu zerstören und alle Käser, die sie in denselben fanden, in eine Flasche mit Spiritus zu werfen. Waren wir dann mausetodt, so spießten sie uns auf oder klebten uns auf ein Stückchen weißes Papier und waren ganz selig darüber, unsere getrockneten Leichen ihrer Sammlung einverleiben zu können. Das nannten sie „wissenschaftliche Forschung“. Diese an Kleptomanie grenzende mordlustige Sammelwuth umdüsterte lange das geistige Auge der meisten Entomologen, so daß sie sich um unsere Lebensweise gar nicht kümmerten. Ja nicht einmal an der genauen Feststellung des Namens der Ameisenarten, bei denen die verschiedenen Gastarten leben, war ihnen etwas gelegen. Diese Klasse von wissenschaftlichen Forschern ist leider auch heutzutage noch nicht ausgestorben. Findet man doch selbst in manchen ganz modernen Werken, die auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen sollten, die verkehrten Fundortsangaben und die irrthümlichen Ameisennamen aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts immer wieder abgedruckt.

Einsichtigere Geister hatten dagegen schon seit langem ein dunkles Gefühl, daß hinter uns Lomechusen biologische Räthsel von besonderem Interesse verborgen seien. Bereits die großen Entomologen Erichson und Lacordaire ahnten die Bedeutung der goldenen Epauletten an unsern Hinterleibsseiten und sprachen die Vermuthung aus, daß wir Lomechusen, ähnlich wie die kleinen Keulen-

käfer (Claviger), in einem echten Gastverhältnisse zu den Ameisen ständen. Diese Keulenkäfer sind nämlich ganz winzige rothgelbe Kerlchen, die bei Ameisen der Gattung *Lasius* leben und von ihnen gefüttert und beleckt werden; die vorzüglichsten Beobachtungen des pfälzischen Pfarrers Philipp Wilbrand Jakob Müller hatten darüber schon Anno 1818 Licht verbreitet. Wir Lomechusen dagegen, die wir doch viel größer und schöner sind als die Keulenkäfer und bei viel größern und vornehmern Ameisen leben, wir mußten immer noch unter dem Scheffel bleiben. Endlich, es war im Jahre 1855, veröffentlichte der Franzose Charles Lespès die ersten Beobachtungen über das Gastverhältniß einer gewissen *Lomechusa paradoxa* zu den Waldameisen (*Formica rufa*). Das Morgenroth des biologischen Ruhmesglanzes der Lomechusa-Gruppe war hiermit angebrochen. Mit jener *Lomechusa paradoxa* war jedoch nicht ich gemeint, sondern ein kleinerer Vetter von mir, der, genau genommen, *Atemeles pubicollis* heißt. Mir wurde erst in den sechziger Jahren ein Anfang von Gerechtigkeit zu theil durch den Herrn Landesgerichtsrath von Hagens, damals noch Assessor in Elberfeld, welcher der staunenden Welt die ersten amtlichen Mittheilungen über meine Lebensweise machte. Diesen vereinzelt tröstlichen Strahlen folgte schließlich in den achtziger Jahren der liebe helle Sonnenschein. Seit Anno 1886, wo in der „Deutschen Entomologischen Zeitschrift“ über mich und *Atemeles emarginatus* berichtet wurde, hat endlich das Licht über die Finsterniß gesiegt. Bald folgten die „Beiträge zur Lebensweise der Gattungen *Atemeles* und *Lomechusa*“ und noch eine ganze Reihe anderer Publicationen, auf die ich bereits hingewiesen habe. Dadurch erst sind wir so berühmt geworden, und es ist daher einigermaßen entschuldbar, wenn man uns — *Atemeles* und *Lomechusa* nämlich — außerhalb der wissenschaftlichen Kreise für den Helden und die Heldin eines Liebesromans gehalten hat.

Mit den sentimentalen Heldenthaten der modernen Romanliteratur haben wir allerdings gar nichts zu schaffen. Wir, *Atemeles* und *Lomechusa*, sind ja verschiedene systematische Gattungen; eine Heirat zwischen uns wäre somit eine ganz unerhörte Mesalliance. Zudem bin ich, *Lomechusa strumosa*, viel größer und vornehmer als meine Verwandten aus dem Geschlechte der *Atemeles*, und ich würde mich nicht dazu herablassen, mit ihnen in allzu vertrauliche Beziehungen zu treten. Auch gehen unsere Lebenswege so weit auseinander, daß uns kaum je die Gelegenheit dazu geboten wäre. Wir haben nämlich ganz verschiedene normale Wirtzameisen. Ich, *Lomechusa strumosa*, mache als Standesperson meine ganze Entwicklung bei einer und derselben Ameisenart durch, bei der berühmten blutrothen Raubameise (*Formica sanguinea*); ich bin somit, um es kurz zu sagen, einwirtig. Die *Atemeles* dagegen sind doppelwirtig. Sie besitzen nämlich mehrere normale Wirte aus zwei verschiedenen Gattungen; ihr Lebenslauf ist daher nothwendig vagabundenmäßig. Als Käfer bringen sie den größten Theil ihres einjährigen Daseins in den Nestern der kleinen rothen Knotenameisen (*Myrmica rubra*) zu; zur Fortpflanzungszeit aber spazieren sie zu Arten der Gattung *Formica*, um dort ihre Larven in Pension zu geben: *Atemeles emarginatus* geht zu diesem Zwecke zu *Formica fusca*, *Atemeles paradoxus* zu

Formica rufibarbis, *Atemeles pubicollis* zu *Formica rufa*. In wohlthuendem Gegensatz zu diesen unstätten fahrenden Rittern gehöre ich zu dem alten unbeweglichen Besitzadel. Dementsprechend sind auch unsere Charaktere ziemlich verschieden. Das Strebertum der *Atemeles* erfordert eine höhere Entfaltung der individuellen Initiative, in mir dagegen ist die selbstgenügsame und selbstbewußte Würde gewissermaßen personificirt. Jetzt seid ihr wohl genügend vorbereitet, um Näheres über meine Lebensschicksale zu erfahren.

Ich, *Lomechusa strumosa*, bin der größte aller echten Ameisengäste der ganzen gebildeten Alten Welt. Meine Heimat sind, wie schon bemerkt, die Städte und Burgen der blutrothen Raubameise, einer der ritterlichsten, schönsten und stattlichsten Ameisen, deren Klugheit diejenige aller übrigen Ameisen übertrifft. Die blutrothe Raubameise allein kann sich rühmen, eine sklavenhaltende Ameise zu sein, die von ihren Sklaven trotzdem nicht abhängig ist. Sie allein hat auch die Ehre, einen Gast zu besitzen von meiner Größe und Schönheit. Aber auch ich brauche mich über mein Geschick nicht zu beklagen. Mir ist das große Los zugefallen, um das alle andern Käfer aus der Familie der Kurzflügler mich beneiden. Betrachtet nur einmal so einen armen Tropf aus der Gattung *Aleochara*. Eine *Aleochara fuscipes* muß sich das tägliche Brod für sich und ihre Kleinen durch Straßenlehrerarbeit sauer verdienen, indem sie Nas und andere unnehbare Abfälle von dem Angesichte der Erde vertilgt. Und nicht einmal davon kriegen sie immer genug. Man sieht es diesen Proletariern an, daß sie Hungerleider sind; denn ihre Körpergröße schwankt zwischen 3 und 6 mm, ein Zeichen, daß bei ihnen namentlich in der larvenförmigen Jugendzeit Schmalhaus oft genug Küchenmeister ist; daher gibt es bei ihnen so viele Krüppel und Zwerge. Bei uns hochadeligen Blietzträgerinnen kommt so etwas nicht vor. Unter 100 Exemplaren von *Lomechusa strumosa* werdet ihr kaum eines finden, das hinter der vorchristmäßigen Maximalgröße merklich zurückbliebe; denn Ueberfluß und Reichthum sind von der Wiege her unser Aulheil. Wir leben mit unserer Familie von den fetten Zinsen, welche die Großkapitalisten der Insectenwelt, die Ameisen, uns vertragsmäßig schulden und pünktlich ausbezahlen. Ihre Paläste sind unsere Wohnung, die süßesten Bissen aus ihrer Borrathskammer sind unsere Nahrung, und unsere Kleinen genießen auf Staatskosten die vornehmste Ameisenerziehung, ohne daß wir für sie nur einen Fühler zu rühren brauchen. Uns und unsern Sprößlingen fliegen die gebratenen Tauben sozusagen in den Mund, weil wir thatächlich aus dem Munde der Ameisen gefüttert werden. Das einzige, was wir dafür als Entgelt zu leisten haben, ist, daß wir uns von unsern Wirten fleißig belecken lassen, und das ist selbstredend auch für uns selber ganz angenehm.

Ja, solch eine edle *Lomechusa* führt in der Gesellschaft der blutrothen Raubameisen ein wahrhaft fürstliches Dasein; sie kann mit Recht sagen: Es gibt kein schöneres Käferleben als ein *Lomechusa*-Leben. Von morgens früh bis abends spät ist sie fast immer von Ameisen unringt, die ihr die zärtlichsten Aufmerksamkeiten erweisen. Die Herren in unserem Ameisenstaate, die hochachtbaren blutrothen Raubameisen, ebenso wie ihre Sklaven, die aus verschiedenen andern Ameisenstämmen sich rekrutiren, liegen in gleicher Weise zu unsern Füßen.

Während eine *Formica sanguinea* vor mir sitzt und meinen Kopf beleckt, um dann mein Männchen in ihren Mund zu nehmen und mir einen Tropfen Honig aus ihrem Kröpfchen einzusüßeln, sind mehrere Sklavinnen damit beschäftigt, mich sanft und eifrig ringsum zu belecken und meine Toilette zu machen. Nach einigen Minuten wechseln die Schauspieler, aber nicht das Stück. Eine Sklavin kommt und füttert mich, während mehrere der Herrinnen mich belecken und hierbei dem goldenen Blicke meiner gelben Haarbüschel besondere Aufmerksamkeit schenken. Es ist fast wunderbar, daß sie uns nicht vor lauter Liebe aufessen, obwohl wir ihnen so gut schmecken. Während sie andere Insecten, die in ihre Gewalt gerathen, erbarmungslos in Stücke reißen und an ihrem Blute sich laben, sind sie uns gegenüber sanft wie die Lämmer. Selbst das Herz eines erzbewehrten, riesenstarken Lauffäfers erbebt, wenn er sich von den blutrothen Raubameisen umringt sieht. Ihm hilft weder die Stärke seiner Kiefer noch seine eiserne Brünne: wenn die Schnelligkeit seiner Beine ihn nicht rettet, so ist er verloren. Aber das Herz einer schwachen Lomechusa braucht vor dem Blutdurste der Raubameisen nicht zu bangen; unsere Liebenswürdigkeit hat sie gezähmt, diese Tiger der Insectenwelt. Wir imponiren ihnen so sehr, daß sie uns selbst nach dem Tode noch ehren. Hat eine Lomechusa schmerzlos ihren Lebenslauf vollendet, so wird ihre irdische Hülle nicht etwa wie die eines gewöhnlichen sterblichen Käfers zu culuarischen Zwecken benutzt, sondern unversehrte bewahrt. Obwohl unsere Wirte uns im Leben so unbeschreiblich süß finden, so wagen sie es dennoch nicht, unsere Leichen zu verzehren; sie schaffen dieselben sorgfältig beiseite und bringen sie dorthin, wo auch ihre eigenen Todten bestattet werden. Doch ich lebe ja noch, und deshalb will ich euch meine Erlebnisse weitererzählen.

Nicht bloß die ritterlichen Raubameisen und ihre Sklaven, sondern auch ihre Gäste aus andern Käfersfamilien, die zugleich mit mir, allerdings in einer minder vornehmen Berufsstellung, dasselbe Ameisennest bewohnen, können nicht umhin, mir ebenfalls ihre Huldigungen darzubringen. Da ist beispielsweise der kleine vierschrotige *Hetaerius ferrugineus*, ein drolliger Kerl von der Größe eines mittelmäßigen Ameisenkopfes, der die Rolle eines Hofnarren im Ameisenstaate zu spielen scheint. Er sitzt mit besonderer Vorliebe auf meinem Rücken, leckt an den gelben Haarbüscheln und läßt sich von mir spazieren tragen. Gegen diesen unschuldigen Spaß habe ich auch nichts einzuwenden. Einmal aber hatte sich ein Duzend jener unverschämten winzigen Milben (*Tyroglyphus*), die im Ameisenneste schwarzen, auf meinen Rücken gewagt, um dort zu naschen. Das war unter meiner Würde und durfte nicht geduldet werden. Aber was konnte ich dagegen thun? Doch siehe, da kam ein dienender Geist, *Dinarda dentata* genannt, herbei, dem die Milbenpolizei übertragen ist. Er stieg mit erhobenem Vorderkörper auf meine Hoheit hinaus und fraß die zudringlichen Milben einfach weg; wer nicht gefressen werden wollte, mußte möglichst rasch davonlaufen und mich in Ruhe lassen.

Von den zahlreichen Feinden, welche das Leben eines Käfers bedrohen und ihm in Gestalt von frechen Späßen, gefräßigen Spitzmäusen, mordgierigen Raubwespen und anderem Gefindel sich nahen, haben wir Lomechusen in den Burgen

der blutrothen Raubameisen nichts zu fürchten. Tausende und Abertausende von scharfen Niesersäbeln und wohlgeladenen Giftspritzen stehen jederzeit zu unserem Schutze bereit. Und selbst wenn der Mensch, jener despotische König der Schöpfung, den man nicht umsonst — *sit venia verbo* — das schlimmste aller Raubthiere genannt hat, unter dem Vorwande der Wissenschaft uns wehrlose Lomechusen in seine Gewalt bringen will, so gelingt ihm das nicht so leicht. Gleich gereizten Löwen fallen die uns ergebenden Ameisen über den Störenfried her und zwingen ihn nicht selten zum schmachvollen Rückzuge.

Wie vor den feindlichen Mächten der höhern und niedern Thierwelt, so sind wir Lomechusen auch gegen die Unbilden der Witterung in den Nestern unserer Wirte vorzüglich geschützt. Wenn es draußen regnet und stürmt, sitzen wir unter einem sichern Dache, und wenn die Sonne noch so heiß brennt, haben wir im Kellergeschosse des Ameisenpalastes immer noch ein kühles Plätzchen. So mancher arme Schlucker von einem Laufkäfer oder Kurzflügler findet im Spätherbste mit knapper Noth ein Loch, in das er sich für den Winter verkriechen kann, um nicht zu erfrieren. Wir Lomechusen dagegen beziehen schon im September die feinsten Schlafgemächer, welche die Ameisen in den tiefsten Kammern ihres Nestes, mehrere Fuß tief unter der Erde, für uns hergerichtet haben; dorthin dringt auch der stärkste Frost kaum vor. Da legen wir uns denn aufs Ohr und schlafen schon ein, während draußen der Altweibersommer noch nicht einmal begonnen hat. Wird es endlich Ernst mit dem kalten Wetter, so steigen auch die Ameisen zu uns herunter und legen sich in einem dichten Knäuel rund um uns herum. Durch ihre Körperwärme dienen sie uns als Federbetten, und da schlummern wir dann süß und träumen von der Frühlingssonne, die uns zu neuem Leben erwecken wird. Wenn es in der Neujahrnacht auf dem Kirchturm zwölf schlägt, sind wir ein halbes Jahr alt, und ein zweites halbes Jahr Lebenszeit steht dann noch vor uns. Wir aber schlafen unterdessen ruhig weiter; denn wir haben keine Sorgen, die uns den Schlaf rauben könnten. Deshalb werdet ihr es uns auch verzeihen, daß wir ungefähr die Hälfte unseres Lebens, vom October bis März, verschlafen.

Ende März oder Anfang April reiben sich die blutrothen Raubameisen den Winterschlaf aus den Augen und stehen auf; wir mit ihnen. Jetzt beginnt ein neues, reges Leben im Ameisennest; denn die Zeit für die Erziehung der Ameisenbrut ist gekommen. Da zeigt sich so recht, wie lieb die Ameisen uns Lomechusen haben. Sie bringen sogar das Wohl ihrer eigenen Jungen unserem Vergnügen zum Opfer. Obwohl wir nämlich von den Ameisen gefüttert werden, wie oben beschrieben wurde, so haben wir doch nicht selten noch nebenbei etwas Appetit, und diesen suchen wir dann zur Abwechslung auf eigene Faust zu stillen, indem wir an Ameisenlarven, Ameisenpuppen und andern weichen Insecten fressen. Ob jene Larven und Puppen Sprößlinge unserer eigenen Wirte, der blutrothen Raubameisen, sind oder ob sie von diesen aus fremden Nestern als Beute geraubt wurden, das macht für unsern Zweck gar keinen Unterschied: wir dürfen an allem naschen, was uns beliebt. Ungeklärt drängen wir uns mitten zwischen die sauber aufgespeicherten Larven der Ameisen hinein, um bald an dieser,

bald an jener unsere kleinen, spizen Oberkiefer zu versuchen. Die wachhaltenden Ameisen, die sonst mit der größten Eifersucht ihre Brut beschützen, thun, als ob sie unsere Schelmenstreichs gar nicht sähen. Unsere Larven aber treiben es noch viel bunter, wie ihr später hören werdet.

Wir Lomechusen sind die verhätschelten Lieblinge der Ameisen, und verzogene Kinder werden bekanntlich meist etwas ungezogen. Ich kann nicht umhin, der Vollständigkeit halber auch über die kleinen Schwächen meines Charakters einiges zu berichten; dieselben werden ja durch meine hohen Vorzüge so sehr aufgewogen, daß ich nicht zu fürchten brauche, deshalb in eurer Achtung zu sinken. Uebrigens sind die Ameisen selber schuld daran, wenn sie uns verziehen, und nicht wir. Die sorgfältige Pflege, die sie uns schon seit vielen Jahrtausenden angedeihen lassen, hat uns so sehr verwöhnt, daß wir uns ohne sie gar nicht mehr zu helfen wissen und daher auf den ersten Blick einen etwas naiven Eindruck machen. Das kommt allerdings hauptsächlich von unserer breiten Körpergestalt und dem dicken Hinterleibe her; aber ich kann nicht läugnen, daß auch unsere Gemüthsanlage dieser äußern Erscheinung entspricht: wir besitzen ein hochgradiges Phlegma, mit einer guten Dosis Eigensinn vermischt. Wenn die Ameisen mit dem ihnen eigenen Eifer an dem Ausbau ihres Nestinnern beschäftigt sind, so stellt sich ihnen nicht selten eine behäbige Lomechusa mitten in den Weg. Mit gespreizten Beinen und trillernden Fühlern bleibt sie da sitzen und läßt sich von den umhereilenden Ameisen einen freundschaftlichen Puff nach dem andern versehen, ohne von der Stelle zu weichen. Fällt es dann schließlich einer der Arbeiterinnen ein, daß ich ihnen im Wege stehe, so nimmt sie mich wohl bei einem Fühler oder einem Beine und versucht es, mich an einen andern Platz zu führen; ich aber thue dann gewöhnlich, als ob ich keine Silbe Ameisenlatein verstehe: ich stelle mich so breit als möglich hin und fange an, mit Fühlern und Beinen aus Leibeskraften zu strampeln. Selbst zwei oder drei starken Raubameisen gelingt es schwerlich, mich von der Stelle zu bringen, solange ich noch festen Boden unter den Füßen fühle und mich anstemmen kann. Das habe ich von dem alten Archimedes gelernt, welcher sagte: „Gib mir einen Stützpunkt, und ich will die Erde bewegen.“ Sobald mich aber eine Ameise an den gelben Haarbüscheln des Hinterleibes — an meinem berühmten goldenen Blicke — erfaßt und emporhebt, so daß meine Beine den Boden nicht mehr berühren, muß ich auf die weitere Anwendung jenes archimedischen Princips verzichten. Ich süge mich dann geduldig, halte meine sämtlichen acht Extremitäten, bestehend aus sechs Beinen und zwei Fühlern, mäuschenstill und lasse mich dorthin tragen, wo es der Ameise beliebt. Allerdings reservire ich mir das Recht, sofort wieder umzukehren, falls es mir dort nicht gefällt.

Daß wir Lomechusen das Pulver nicht erfunden haben, werdet ihr mir wohl ohne weitem Beweis glauben. Trotzdem besitzen wir etwas Aehnliches wie Schießpulver, obwohl es weder raucht noch knallt. Wir machen von dieser ultima ratio regum aber nur im äußersten Nothfalle Gebrauch. Wenn wir nämlich zur Fortpflanzungszeit aus einem Neste der blutrothen Raubameisen in ein anderes benachbartes spazieren, wo wir mehr von unjeresgleichen zu finden hoffen, ge-

schiebt es hie und da, daß wir uns verirren und zu fremden Ameisenarten gerathen, die uns feindlich anfallen und allen Ernstes auffressen wollen. Anfangs begnügen wir uns mit dem gewöhnlichen passiven Widerstand, auf den wir uns meisterlich verstehen; wir stemmen uns an unserem Plage verzweifelt fest und trillern mit den Fühlern auf die Angreifer, um sie von unserer Liebeshwürdigkeit und unsern redlichen Absichten zu überzeugen. Erst wenn keine Geduld und Güte mehr hilft, geben wir aus unserer Hinterleibsspitze eine aromatische Geruchsalbe gegen den Feind ab. Die Wirkung ist meist eine verblüffende: wie von Schwindel erfaßt, taumeln die Ameisen zurück, und wir machen uns unterdessen aus dem Staube, so rasch unsere Beleidigung gestattet. Die Abenteuer, welche uns in den Nestern fremder Ameisen begegnen, findet ihr in den „Internationalen Beziehungen von Lomechusa strumosa“ eingehend aufgezeichnet. Es sind darunter manche traurige, aber auch manche heitere Scenen. So kamen die gelben Ameisen, *Lasius flavus* genannt, auf den Einfall, sich meines Besuchs dadurch zu entledigen, daß sie Erdklümpchen herbeitrugen und sie mir auf Kopf und Rücken legten, um mich bei lebendigem Leibe einzumauern. Anfangs mußte ich über diese echt freimaurerische Taktik so lachen, daß die Erdklümpchen immer wieder herunterfielen. Als ich aber sah, daß die Ameisen stets mit neuen Ladungen nachrückten, wurde es mir doch schwül zu Muth, und ich war froh, mit heiler Haut aus dem Freimaurer Neste zu entkommen. Eilig kehrte ich zu den blutrothen Raubameisen zurück. Diese wissen den hohen Werth einer Lomechusa strumosa besser zu schätzen als die einfältigen Lasius, die, ihrem niedrigen Bildungsgrade entsprechend, nur für die winzigen Keulentäfer (*Claviger testaceus*) Geschmack und Interesse zu haben scheinen.

Ich bin jetzt allmählich bei jenem Punkte meiner Lebensgeschichte angelangt, wo dieselbe eigentlich anfängt, nämlich beim Ei. Obwohl es nun beinahe selbstverständlich ist, daß auch mein Lebenslauf ab ovo begonnen habe, so lagert doch gerade über diesem ersten Stadium meines irdischen Daseins noch ein geheimnißvolles Dunkel. Es war nämlich lange unentschieden, ob wir Lomechusen als Eier geboren werden oder bereits als Larven. Nach den neuesten Forschungsergebnissen erblicken wir als mit einem dünnen Eihäutchen umgebene Larven das Licht der Welt. Man kann somit die Gattung Lomechusa, und dasselbe gilt auch für *Atemeles*, mit Recht zu jener Elite der Insectenwelt zählen, welche *vivipar* ist, d. h. lebendige Junge gebiert.

So ein neugeborenes Lomechusa-Lärwchen gleicht allerdings noch nicht im entferntesten einer schönen, großen und vornehmen Lomechusa, wie sie in meiner Person vor euch steht. Sie ist nichts als ein kleiner weißer Freßsack von kaum 1 mm Länge mit einem winzigen Köpfschen und drei Paaren ebenso winziger Bein stummelchen. Diese kleinen Weltbürger werden von den Ameisen alsbald mit Entzücken in Empfang genommen, zu den eigenen Eiern und Larven gebracht, mit denselben zu einem saubern Klümpchen aufgespeichert und zärtlich beleckt. Was thut aber unterdessen die junge Lomechusa-Larve? Als dächte sie: Früh krümmt sich, was ein Häkchen werden will, öffnet sie ihre kleinen, spizen Oberkiefer und beginnt ein Ei der Ameisen nach dem andern auszusaugen. Ebenso ver-

fährt sie auch mit den jungen Larven der Ameisen; wenn sie größer geworden ist, macht sie es auch mit den größern Larven nicht anders. Und was sagen die Ameisen dazu? Gar nichts; sie sitzen um diese theuren Wechselbälge herum und sehen ihnen bei ihrem Zerstörungswerke vergnügt zu. Ja sie füttern dieselben sogar überdies aus ihrem eigenen Munde. Sobald eine Lomechusa-Larve das Köpfschen hin- und herbewegt, als ob sie von den Ameisenlarven gelernt hätte, ihrem Hungergefühl einen standesgemäßen Ausdruck zu verleihen, ist sofort eine Wärterin da, um ihr Verlangen zu stillen. Ueberhaupt behandeln die Ameisen unsere Larven ganz nach Art der eigenen, nur mit dem Unterschiede, daß sie den unsrigen noch größere Aufmerksamkeit und noch zärtlichere Pflege widmen. Ich will euch sagen, weshalb. Meine Sprößlinge besitzen wegen ihres blauen Blutes einen viel gesegnetern Appetit als diejenigen der Ameisen und wachsen darum auch zehnmal so rasch. Täglich nehmen sie fast 1 mm an Körpergröße zu und sind in anderthalb Wochen bereits zu ganz ansehnlichen, fetten, walzenförmigen Würmchen von 1 cm Länge herangewachsen. Der fabelhafte Appetit und das rasche Wachsthum ihrer adeligen Adoptivkinder macht den Ameisen unendliches Vergnügen und läßt sie den Verlust der eigenen Sprößlinge leicht verschmerzen. Uebrigens wissen sich unsere Kleinen auch ganz nach Art wohl-erzogener Ameisenlarven zu benehmen, nicht bloß wenn sie von den Ameisen gefüttert werden wollen, sondern auch sonst. Obwohl sie sechs Beine besitzen und, sobald sie ein paar Tage alt sind, auch schon auf den Gebrauch derselben sich trefflich verstehen und ziemlich flink kriechend sich fortbewegen können, so bleiben sie dennoch, solange die Ameisen sie umgeben, mäusehinstill an ihrem Plätzchen liegen und ahmen durch ihre gekrümmte Haltung die Rolle von völlig hilflosen und fußlosen Ameisenlarven nach. Fällt es einmal einer Lomechusa-Larve ein, zur Abwechslung einen Spaziergang durch das Nest zu unternehmen, so wird sie alsbald von einer ihr begegnenden Ameise zart aufgehoben und zu den eigenen Larven zurückgetragen, wo sie dann ihre stumme Gastrolle weiterspielt. Naht sich aber ein Feind dem Neste, so brauchen unsere Larven gar nicht von ihren Beinen Gebrauch zu machen, um zu fliehen: sie werden von den Ameisen stets an erster Stelle in Sicherheit gebracht; denn diese sind auf die Rettung der Lomechusa-Larven eifriger bedacht als auf diejenige ihrer eigenen Larven und Puppen! Ist es nicht ganz wunderbar, daß wir den sonst so unnahbaren, stolzen Raubameisen so sehr ans Herz gewachsen sind?

Ihr denkt jetzt vielleicht, das Leben einer Lomechusa sei lauter Sonnenschein vom Anfang bis zum Ende. Aber das wäre zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein. Auch in unserem Leben gibt es stürmische Tage, ja sogar kritische Augenblicke, die man Momente nennt. Als Larve führt die Lomechusa ein sorgloses herrliches Dasein auf Staatskosten der Ameisen und als Käser dergleichen. Zwischen diesen beiden sonnigen Gefilden liegt jedoch eine finstere Schlucht, durch welche jede künftige Lomechusa hindurch muß, obwohl nur wenige lebendig herauskommen: es ist der Uebergang vom Larvenstande zum Stande der Vollkommenheit, den meine Lomechusa-Gestalt euch zeigt. Man hat die Puppenruhe der Insecten schon oft mit der Grabesruhe verglichen, weil durch sie aus

der gefräßigen, irdisch gesinnten Raupe ein ätherisches Wesen, ein himmelanstrebender, schöner Schmetterling hervorgeht. Aber ach! für so manche Lomechusa-Larve wird das Puppengehäuse in Wahrheit zum Sarge, aus dem keine Lomechusa verklärt emporsteigt. Wie das kommt, will ich euch jetzt erzählen, obwohl es mein Käferherz mit Wehmuth und Schmerz erfüllt.

Wenn die Lomechusa-Larve den Höhepunkt ihres Wachsthum's erreicht hat und zur Verwandlung reif ist, wird sie von ihren Wärterinnen auf ein Plätzchen mit feuchter Erde gelegt und ringsum mit einem Gehäuse aus Erde umgeben: sie wird zur Puppenruhe eingebettet, gerade so wie es die Ameisen mit ihren eigenen Larven machen. Das ist sehr schön und rücksichtsvoll von unsern Wirten und auch für unsere Verwandlung recht zweckmäßig. Was aber nun weiter geschieht, ist ein psychologisches Räthsel. Die sonst so klugen Ameisen scheinen plötzlich zum Verderben unseres Geschlechts mit Blindheit geschlagen zu sein. Ihre eigenen Larven spinnen nämlich nach der Einbettung einen zähen Cocon, der nach kurzer Zeit von den Wärterinnen aus der Erde hervorgeholt, gereinigt und mit andern feinesgleichen zu einem Häufchen aufgespeichert wird; unsere Larven dagegen spinnen nur ein feines Seidengepinst, das von der umgebenden Erde nicht befreit werden kann, ohne zu zerreißen. Obwohl nun die Ameisen dies bereits hundert- und tausendmal in Erfahrung gebracht haben, kommen sie doch immer wieder auf den verhängnißvollen Einfall, auch unsere Cocous gleich den eigenen aus der Erde zu holen. Dabei zerreißen sie jedesmal das feine Gepinst, das unsere Puppenwiege bildet, ziehen dann, ganz erstaunt über diesen Unfall, die Larve heraus und tragen sie an ein anderes Plätzchen, um sie dort zum zweitenmal sorgsam einzubetten. Doch auch hier läßt ihr die thörichte Neugier der Ameisen keine Ruhe: schon wieder ist eine da und sieht nach, ob der heißersehnte Cocon nicht bald fertig gesponnen ist; das Gepinst zerreißt dabei wiederum, und die Larve wird zum drittenmal an einer andern Stelle eingebettet. Dieses unbegreiflich thörichte und grausame Spiel wird so lange fortgesetzt, bis die arme Lomechusa-Larve keine Kraft mehr zur Verpuppung hat, einschrumpft und stirbt. Und selbst wenn es einer unserer Larven gelungen ist, sich in ihrer dunkeln, erbsengroßen Wiege in eine Puppe zu verwandeln, selbst dann ist sie noch nicht sicher. Falls die Ameisen sie in diesem Zustande finden, verwunden sie das überaus zarte, weiche Geschöpf bei ihren Bemühungen, es aus der Erde hervorzuziehen, und fressen es dann vor lauter Liebe einfachhin auf. Kurzum, nur jene Lomechusa-Larven kommen zur Entwicklung, die von den Ameisen nach der Einbettung gänzlich vergessen werden; sie gewinnen dadurch Zeit, in 10—14 Tagen zum vollkommenen Käfer sich auszugestalten. Glückliche die junge Lomechusa, die es so weit gebracht hat! Wenn sie dann ihr Puppengehäuse verläßt, wird sie von den Ameisen mit offenen Armen aufgenommen und kann deren Zärtlichkeiten ohne Gefahr über sich ergehen lassen. Aber ach, nur wenige unserer Larven schauen diesen seligen Tag! Das Lebensschifflein der meisten strandet an jener verderblichen Klippe, welche die Affenliebe der Ameisen heißt.

Was soll ich als philosophisch denkende Lomechusa zu dieser tragischen Episode in unserer Geschichte sagen? Soll ich blutige Thränen vergießen über den Tod

so vieler hoffnungsvollen Sprößlinge unseres erlauchten Namens? Oder soll ich den nicht minder hoffnungsvollen Eiern und Larven der Ameisen, die von unsern Larven vorher aufgefressen worden sind, einige Krokodilsthränen weihen? Das klügste ist wohl, ich thue keines von beiden. Denn ein Trost ist mir geblieben: eine höhere Weisheit beherrscht unsere Geschicke; sie hat Lust und Leid, Leben und Tod für uns wie für unsere Gastgeber in ihrer gütigen Vorsehung abgewogen. Wir sollen den blutrothen Raubameisen die liebsten Freunde und die angenehmsten Gesellschafter sein, und wir sind es auch; wir erfüllen diesen Theil unserer Aufgabe zu ihrer vollen Zufriedenheit und freuen uns auch dabei selber vollauf des Daseins. Wir sind aber zugleich dazu berufen, die zu starke Vermehrung unserer Wirte in Schranken zu halten, indem wir durch unsere Larven ihre Brut verzehren. Ja wir veranlassen sogar die Erziehung einer krüppelhaften Arbeiterform (der sogen. Pseudogynen) in den Nestern derselben und führen dadurch allmählich den Untergang der Kolonien herbei; es bleiben immer noch genug lebenskräftige Raubameisenkolonien übrig, bei denen wir später Aufnahme finden. Man schelte uns deshalb nicht etwa verkappte Räuber und Mörder, die unter heuchlerischer Maske gleich Wölfen im Schafspelze in die friedlichen Ameisenstaaten sich einschleichen und deren Gastfreundschaft mit schändem Undank, mit gemeiner Verätherei lohnen! Denn wir erfüllen dadurch nur die Naturaufgabe der Erhaltung des vom Schöpfer gewollten Gleichgewichtes, und wir erfüllen sie in so zarter und liebevoller Weise, daß noch keine Ameise sich darüber beschwert und uns die Freundschaft gekündigt hat. Andererseits dürfen aber auch wir uns nicht darüber grämen, wenn die Liebe der Ameisen zu uns so blind ist, daß viele junge Lomechusen durch ihre unzeitige Zärtlichkeit den Tod finden. Was würde geschehen, falls alle Lomechusa-Larven glücklich zur Entwicklung gelangten? Die Kolonien der blutrothen Raubameise würden vom Augesichte der Erde verschwinden und wir selber mit ihnen; unser ganzes Geschlecht ist ja auf ihre gastliche Pflege angewiesen. Es ist also nur zu unserem Wohle, daß auch unserer Vermehrung gewisse Schranken gesetzt sind, und zwar auf eine so sanfte und milde Weise — durch die übergroße Liebe der Ameisen zu uns.

G. Waßmann S. J.

Recensionen.

Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. **Heinrich Brüch**, Domcapitular und Professor der Theologie am bischöflichen Seminar zu Mainz. Dritter Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland. III. 8°. (XIV u. 574 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis M. 8.

Ueber die ersten zwei Bände des verdienstvollen Werkes ist in dieser Zeitschrift (Bd. XXXV, S. 412 f.; Bd. XXXIX, S. 196 f.) ausführlich berichtet worden. Vorliegender Band umfaßt die verhältnißmäßig am wenigsten getrübbte Zeit der Kirche Deutschlands in diesem Jahrhundert, die „Friedensperiode“ von den Märzstürmen des Jahres 1848 bis zu den ersten Wehen des Kulturkampfes (1848—1870); ein in der Arbeit bereits weit vorgerückter vierter Band wird sich dann mit den letzten Jahrzehnten beschäftigen.

Zeitlich wird die behandelte Periode in zwei große Abschnitte getheilt, von denen der erste, die „Bekämpfung des Staatskirchentums“, die Wirkungen umfaßt, welche die Veränderungen der Jahre 1848 und 1849 unmittelbar auch für die Kirche in Deutschland hervorgebracht haben. Sie gipfeln in der für alle Theile wohlthätigen preußischen Verfassung von 1851, in dem österreichischen Concordat von 1855, der Mainz-Darmstadter Convention von 1854 und leider auch in den widerwärtigen Verwicklungen des badisch-nassauischen Kirchenconflictes.

Die Hoffnung einer sich günstiger gestaltenden Zukunft für die so schwer geprüfte deutsche Kirche reizte jedoch die feindlichen Instincte des „falschen Liberalismus“, mit dessen Ansturm wider die Kirche der zweite Abschnitt sich befaßt; die doppelte Niederlage der österreichischen Waffen erfüllte ihn mit dem Muthe des Siegers. Oesterreich selbst geht voran, und zerreißt thöricht und unehrenhaft das kaum geschlossene Concordat. Baden und Württemberg folgen auf dem Wege des Wortbruches; Preußen läßt sich vorandrängen bis hart an die Grenze, über welche hinaus eine freie Existenz der katholischen Kirche und ein friedliches Nebeneinanderleben der ConfeSSIONen nicht mehr möglich ist. In Bayern ist mit dem Regierungsantritt Max' II. die Misere chronisch geworden, ein Elend ohne Ende, verhängnißvoller für das innere Leben der Kirche, als der offene Kampf.

An diese zwei Hauptabschnitte (S. 1—301), welche dem Ganzen die Physiognomie geben, schließen sich drei in sich abgeschlossene besondere Partien:

über die dieser Zeit angehörige Entfaltung der „katholischen Wissenschaft“, über den „Kampf um die Schule“, endlich über den infolge des Umschwunges von 1848 noch stärker sich geltend machenden „religiösen Aufschwung“.

An letzterer Stelle wird hauptsächlich hingewiesen auf das Wiederaufblühen des Ordenswesens, auf das Vereinsleben, die synodale Thätigkeit der Kirche, die wichtigsten Kundgebungen des religiösen Lebens in der Oeffentlichkeit. Recht interessant ist der Ueberblick über die bis heute fortbestehenden confessionellen Verhältnisse in den kleinen deutschen Bundesstaaten (I. Abschnitt, 10. Kap.). Hinsichtlich der Darstellung der Bestrebungen, Kämpfe und Verirrungen auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft muß besonders rühmend anerkannt werden die große Ruhe und Milde des Urtheils, mit welcher der Herr Verfasser überall Gerechtigkeit zu üben und das Gute, wo immer es sich findet, anzuerkennen bestrebt ist.

Ob es ein glücklicher Griff war, den zu verschiedenen Zeitpunkten in den verschiedenen deutschen Staaten geführten Schulkampf in einem eigenen Abschnitt von der ganzen übrigen Entwicklung loszutrennen, darüber ließe sich zweifeln. Bei der eminenten Bedeutung dieses Kampfes für die Kirche und der Schwierigkeit, über denselben einen Ueberblick zu gewinnen, hat indessen auch die nun einmal gewählte Anordnung ihre großen Vortheile.

Daß nicht über alle in diesem Bande berührten Punkte ein abschließendes Urtheil schon jetzt gegeben wird, ist selbstverständlich. Ueber das eine oder andere wird der künftige Historiker vielleicht von dem Herrn Verfasser abweichen können. Auf der andern Seite ist es aber ein günstiger Umstand, daß dieser ganze Band sich auf einem Gebiete bewegt und eine Periode behandelt, um deren Aufhellung Herr Dr. Brück als Verfasser der Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz und zahlreicher entsprechender Einzelarbeiten sich früher schon ganz wesentliche Verdienste erworben hat und zu deren persönlicher Kenntnißnahme er sich in der denkbar günstigsten Lage befand.

Wenn nun nach Kritiker-Brauch auch ein desiderium hier ausgesprochen werden soll, so möchten die flüchtigen Bemerkungen (S. 547) über den Stand der katholischen Presse vor 1870 im Vergleich zu der sonstigen Anlage des Werkes doch kaum ausreichend erscheinen. Auch dürfte es mit zu einer Kirchengeschichte der Jetztzeit gehören, daß hervorragende katholische Laien und ganze Laienkreise, welche der Kirche Ehre gemacht und ihre Grundsätze im öffentlichen Leben vertreten haben, nicht außer acht gelassen werden, abgesehen auch von den parlamentarischen Vorkämpfern und den Begründern kirchlicher Vereine, welche vom Verfasser stets mit Gebühr hervorgehoben werden. Andere Punkte werden vielleicht noch im folgenden Bande die befriedigende Erwähnung finden.

Der Stoff selbst bringt es leider mit sich, daß manche Abschnitte nur mit Widerstreben zu Ende gelesen werden können. Die zweitausendjährige Geschichte der katholischen Kirche hat wohl nirgends ein solches Gewirre kleinlich-widerwärtiger Kämpfe und Streitigkeiten aufzuweisen, wie die Kirchengeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert, und vor allem die gesegnete oberrheinische Kirchenprovinz in der hier behandelten Periode. Der Verfasser hat die Dinge so dar-

gestellt, wie sie waren, nach ihrer ekelerregenden Wirklichkeit; sein Verschulden ist es nicht, wenn das Bild mitunter abstoßend und ermüdend wirkt.

Auch dieser dritte Band beruht wie seine beiden Vorgänger auf vielseitiger und gründlicher Kenntniß; die Darstellung ist sachlich, die Anordnung klar und leicht übersichtlich; gute Indices kommen zu Hilfe. Der echt kirchliche Geist, der das Ganze durchweht, ist verbunden mit offenem Blick, mit Liebe zu Recht und Billigkeit für alle. So liegt hier über eine ereignißschwere Zeit unserer nächsten kirchlichen Vergangenheit, für welche eine rasche und ausreichende Orientirung sonst am schwersten zu finden ist, ein Nachschlagewerk vor, wie man es bequemer kaum wünschen kann. Es gehört zu jenen glücklich gegriffenen und mit unverdrossenem Fleiße durchgeführten literarischen Erzeugnissen, die für jede historische Bibliothek sich unentbehrlich machen. Möge der vierte Band dem Werke eine baldige glückliche Vollendung bringen!

Otto Pfülf S. J.

Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Von Dr. Anton Kir-
stein, Professor der Philosophie am bischöfl. Priesterseminar zu Mainz.
8°. (VIII u. 324 S.) Paderborn, Schöningh, 1896. Preis M. 4.80.

Der Verfasser nennt seine Arbeit nur: Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst. Denn dieselbe soll nach seiner Absicht nicht ein weitläufiges, bis in alle Einzelheiten durchgeführtes und erschöpfendes Lehrbuch der Aesthetik sein, sondern nur kurz die Grundsätze für die Beurtheilung der Schönheit in Natur und Kunst angeben, welche ihm aus der Reihe der im Laufe der Zeit aufgestellten Schönheitsnormen nach unbefangener Prüfung als die richtigen erschienen. Demgemäß haben wir bei Beurtheilung der vorliegenden Schrift an dieselbe nicht den Maßstab einer ausgiebigen Erörterung der verschiedenen ästhetischen Fragen anzulegen, sondern müssen sie, wenn wir ein gerechtes Urtheil fällen wollen, unter dem Gesichtspunkte betrachten, unter welchem der Verfasser sie angesehen wissen will. Und so können wir uns über die Arbeit recht lobend aussprechen, ja es will uns bedünken, als ob dieselbe schon etwas mehr und etwas Besseres sei, als ein bloßer Entwurf. Wir wollen allerdings mit der Anerkennung, die wir ihr zollen, nicht sagen, daß sie allenthalben vollkommen sei und daß wir mit allem und jedem, was der Verfasser sagt und wofür er sich entscheidet, übereinstimmen; allein man wird zugestehen müssen, daß die Grundsätze, die er aufstellt, nicht nur durchweg in der That die richtigen sind, sondern auch im allgemeinen in guter Entwicklung und Begründung vorgetragen werden. Die Vertheilung des nicht geringen Stoffes ist gut, die Erörterungen gehen ruhig und bestimmt voran, und der Verfasser bemüht sich ersichtlich, recht klar und verständlich zu reden. Die Sprache ist im allgemeinen edel, verschiedentlich sogar je nach den Umständen recht warm und anregend; die Schrift ist, wie es vielleicht der Titel vermuthen lassen könnte, durchaus keine trockene und schematische Darlegung der ästhetischen Grundsätze.

Nach einer Einleitung über Begriff, Aufgabe und Werth der Aesthetik folgen die drei Theile der Schrift: der erste behandelt die Schönheit im all-

gemeinen, der zweite die Schönheit der Natur und der letzte die Schönheit an den menschlichen Kunstwerken. Die Eintheilung war durch die Sache selbst gegeben.

Im ersten, naturgemäß kürzesten Theil bespricht der Verfasser zunächst den Begriff und die nothwendigen Voraussetzungen der Schönheit, dann ihre Modificationen des Erhabenen, Tragischen u. a., endlich ihre Gegensätze, das Nichtschöne und Häßliche mit seinen verschiedenen Modificationen. Die einzelnen Voraussetzungen der Schönheit werden zum Theil recht ausführlich entwickelt. Die betreffenden Ausführungen dürfen im allgemeinen als zutreffend bezeichnet werden; nur scheint es uns, daß der Glanz, in dem ein schöner Gegenstand seine Vollkommenheit ausstrahlt, etwas mehr ist als eine, wenngleich nothwendige Voraussetzung der Schönheit. Wenn der Verfasser es ferner läugnet, daß die Schönheit eine transcendente Eigenthümlichkeit alles Seienden sei, so hat er damit unseres Erachtens recht, solange das Schöne im engern Begriff des ästhetisch Schönen aufgefaßt wird. Die Aesthetik hat es nicht mit allem Schönen zu thun, sondern nur mit demjenigen Schönen, das sich uns sinnlich-geistigen Wesen als solches kundgibt. Stellt man sich auf den Standpunkt des Philosophen, so wird man das Schöne ebensowohl als eine transcendente Eigenthümlichkeit alles Seins bezeichnen können, wie das Wahre und das Gute. Daß wir nicht im Stande sind, die Ausstrahlung der innern Vollkommenheit eines jeden Seienden mit unsern sinnlich-geistigen Erkenntnißkräften so wahrzunehmen, daß uns daraus ein ästhetischer Genuß erwüchse, mit andern Worten, daß wir die Schönheit eines jeden Seienden nicht zu erfassen vermögen, kann nichts verschlagen; daraus, daß die Schönheit für uns nicht da ist, folgt nicht, daß sie überhaupt nicht da sei, und daraus, daß ein Seinswesen für uns nicht schön ist, läßt sich keineswegs schließen, daß es dies auch an sich nicht sei. Es verhält sich mit dem Schönen ähnlich wie mit dem Guten. Daß diese Auffassung nicht einfachhin abzuweisen sei, gesteht Gutberlet in dem vom Verfasser zur Erhärtung seiner Ansicht angeführten Citat einigermaßen selbst zu, wenn er sagt: „Freilich irgend welche Einheit in der Mannigfaltigkeit, irgend welche Darstellung einer Idee findet sich in jedem Ding, auch dem häßlichsten, und ein geschärftes geistiges Auge kann sich daran ergötzen; aber kaum wird man solchen Gebilden das auszeichnende Prädicat Schönheit zuerkennen“ (S. 29). Uebrigens sagt auch der Verfasser selbst an einer andern Stelle: „Ein ganz und gar häßliches Wesen gibt es in der Natur nicht und kann es nicht geben, da, wie schon St. Thomas hervorhebt, ein jedes Geschöpf je nach seiner besondern Beschaffenheit eine bestimmte Aehnlichkeit mit Gott hat und in einer ganz bestimmten Weise seine Güte offenbaren soll. Wäre unsere Erkenntniß der einzelnen Geschöpfe keine unvollkommene, wie das thatsächlich der Fall ist, vielmehr eine vollkommene, so vermöchten wir an jedem Wesen, auch dem unscheinbarsten, eine gewisse Schönheit zu entdecken“ (S. 52). — In Beantwortung der wichtigen Frage, ob das Schöne, welches das Formalobject der Aesthetik bildet, etwas rein Geistiges oder etwas rein Sinliches oder beides zugleich sei, entscheidet sich der Verfasser mit Recht angesichts der Doppelnatur des Menschen für das letzte.

Der zweite Theil handelt von dem Naturschönen. Nachdem dargelegt ist, daß die Natur schön sei, wenn auch nur in beschränkter Weise, wird die Schönheit der Natur an den verschiedenen Gegenständen derselben, an Licht, Farbe, Schall, Luft, Wasser, dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich bis hinauf zur Krone der Schöpfung, dem Menschen, nachgewiesen. Manche Ausführungen dürfen als recht gelungen und als in der That geeignet bezeichnet werden, zu sinniger Naturbetrachtung und zu edlem Genuß der Schönheit anzuregen. Hier und da hätten wir aber statt der Citate, deren es gerade genug gibt, das eigene Wort des Verfassers gewünscht.

Den größten Raum nimmt der dritte Theil ein. Begreiflich, denn wir erhalten darin nicht nur eine Belehrung über die schönen Künste im allgemeinen, den Begriff der Kunst, besonders der schönen Kunst, ihre Eintheilung, die Erfordernisse für die Schöpfung wahrhaft schöner Kunstwerke und den Zweck der schönen Künste, sondern durchwandern auch in demselben an der leitenden Hand des Verfassers die verschiedenen Gebiete, auf denen sich die Kunstthätigkeit des Menschen offenbart; Architektur, Sculptur, Malerei, Dichtkunst und Musik erfahren, wenn auch keine vollständige, doch eine dem Zwecke der Arbeit angemessene Besprechung. Die Ausführungen befunden durchweg Verständniß für die künstlerischen Schöpfungen auf den verschiedenen Feldern der Kunstbetheiligung und ebenso Streben nach selbständigem Urtheil. Als Anhang folgt eine beachtenswerthe Erörterung über den Geschmack.

§. 119 heißt es: „Ein bloßes Nachahmen, Nachbilden der gegebenen Wirklichkeit ist noch keine Kunst; der Künstler muß selbständig thätig sein, er muß schaffen.“ Man vergleiche damit und mit den folgenden Citaten die Ausführungen auf §. 193. Wir unsererseits sind der Ansicht, daß auch ein einfaches Nachbilden der gegebenen Wirklichkeit nicht nur ein Kunstwerk, sondern auch ein ästhetisches Kunstwerk hervorbringen kann, wenn es den Schönheitsgehalt, den Gott in das Naturschöne hineingelegt hat, erfasset und so wiedergibt, wie er in dem Gegenstand sich ausdrückt. — §. 124 vermiffen wir eine Definition von Stil und Manierirtheit; die Begriffsbestimmung, die aus Kirchmann vom ersten gegeben wird, kann nicht genügen.

Die ästhetischen Besprechungen der verschiedenen Stilarten der Architektur (§. 134 ff.) dürften zu sehr einen kunstgeschichtlichen und beschreibenden Charakter an sich tragen. Eine kurze historische Entwicklung der Architektur und eine Angabe der baulichen Eigenthümlichkeiten eines Stiles soll gewiß nicht völlig ausgeschlossen werden; allein das Hauptgewicht ist doch auf eine ästhetische Werthung der Stile und ihrer Schöpfungen zu legen. Hierbei empfiehlt es sich, an einem bestimmten Bauwerk, das als Muster einer Bauweise gilt, die ästhetische Bedeutung derselben nachzuweisen. Das lange Citat aus Göthe (§. 153 ff.) hätten wir dem Verfasser gerne geschenkt.

Ein alphabetisches Register wäre recht erwünscht gewesen.

Joseph Braun S. J.

Cardinal von Geißel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert von **Otto Pfüls** S. J. 2 Bände. gr. 8°. (XVI, 696 u. 676 S.) Freiburg, Herder, 1895—96. Preis M. 18.

Daß Johannes v. Geißel ein verdienter und tüchtiger Kirchenfürst gewesen sei, hat noch kein Einsichtiger bezweifelt. Auch war der Gang seines Lebens bisher nicht unbekannt: es gab über ihn bereits eine ganze Literatur. Wer aber das vorliegende Werk einmal durchstudirt hat, wird gestehen, daß er den großen Cardinal nur wenig gekannt und von der Bedeutsamkeit seines Wirkens für die Kirche Deutschlands kaum eine Ahnung gehabt hat. Geißel war in der That ein hervorragender kirchlicher Staatsmann, „der eingreifendste, dessen die Kirche Deutschlands in diesem Jahrhundert sich zu rühmen hatte“, und dabei war er ein katholischer Bischof. Er hat für den Stand der deutschen Kirche sozusagen neue Fundamente geschaffen; er hat nicht nur abgewehrt, sondern auch aufgebaut, nicht nur erhalten, sondern gefestigt und gemehrt; er hat wirklich „Epochen gemacht“.

Auch um den preußischen Staat hat er sich Verdienste erworben, die nicht gering angeschlagen werden dürfen. Bei der hochgradigen Erregung der Geister infolge der Kölner Wirren ist es schwer zu ermeßen, welche Ausdehnung und welche centrifugale Kraft die Bewegung des Jahres 1848 in den Rheinlanden erlangt haben würde, wenn nicht die kirchlichen Verhältnisse bereits wieder in so fester Ordnung und unter so umsichtiger Oberleitung sich befunden hätten.

Ein Hauptvorzug des vorliegenden Werkes ist es, dies alles wirkungsvoll zum Bewußtsein zu bringen. Persönlichkeit und Stellung des Cardinals sind großartig aufgefaßt; das Werk ist dementsprechend angelegt, auf die Gesamtwirkung berechnet. Es verlangt einen hohen Standpunkt und einen freien Blick, um in seiner Ganzheit erfaßt zu werden. Jedoch schon durch eine Menge von Einzelheiten wird es jedem Leser Interesse abgewinnen und ihn die Größe der Gestalt einigermaßen würdigen lehren, die aus der Darstellung in so imponirenden Proportionen vor seinen Blicken gleichsam emporspäht.

In der Vorrede verspricht der Verfasser, „ein Bild des wirklichen Lebens“ zu bieten und „den Leser die Ereignisse nochmals mit durchleben zu lassen“. Er hat Wort gehalten, und gerade das macht sein Buch so außerordentlich lehrreich und werthvoll für immer.

Freilich lagen auch hier wiederum die Klippen. Bei Verwicklungen, welche einer so nahen Vergangenheit angehören, und in welche so viele ansehnliche Factoren und Persönlichkeiten verflochten sind, mußten Rücksichten der Discretion und Schonung mit den ersten Tugenden des Geschichtschreibers, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, manchmal in Conflict kommen. Es war hierbei schwer, die Entscheidung stets so zu treffen, daß der Verfasser nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor dem außenstehenden Beurtheiler gerechtfertigt war. Sichtlich geht sein Bestreben dahin, nach Möglichkeit offen, wahr und gerecht zu sein. Wo bei einer wichtigen Situation die Wahrhaftigkeit der Zeichnung und des dadurch bewirkten Eindrucks auf dem Spiele stehen würde, trägt er keine Scheu, die

Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen, auch wenn dadurch auf das Andenken Einzelner ein Vorwurf fallen sollte. Selten oder nie trifft dies jedoch Personen, über die nicht früher schon in der Oeffentlichkeit in entsprechendem Sinne berufene Urtheile laut geworden, und deren Parteistellung nicht notorisch gewesen wäre. In wie weit der Verfasser in dieser Beziehung sich Gewalt angethan und Zurückhaltung auferlegt habe, und in wie weit er die rechte Grenze eingehalten hat, vermöchte nur derjenige richtig zu beurtheilen, welchem wie ihm Geißels umfassender handschriftlicher Nachlaß zur geistigen Durcharbeitung vorgelegen hätte. Manchmal glaubt man, den Kampf, die Mühe und das sorgfältige Abwägen, das es gekostet, zwischen den Zeilen herauszulesen. Daß der Verfasser dabei Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit als oberstes Gesetz betrachtet und bei seiner Darstellung über jede andere Rücksicht gestellt hat, verdient alle Anerkennung und sichert den Ergebnissen des Werkes für die ganze Zukunft, welche Veröffentlichungen sie auch noch bringen mag, festen Bestand. Im übrigen verlangt es die Billigkeit, daß man den Worten Glauben schenke, die er schon dem ersten Bande (S. VIII) vorausgedruckt hat: „Daß in diesem Werke, welches das Bild des wirklichen Lebens zu sein bestimmt ist, nicht von allen Persönlichkeiten und Factoren ausschließlich Günstiges berichtet werden kann, liegt in der Natur der Sache. Die Documente selbst sprechen; der Verfasser theilt nur mit, was er vorfand, ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht auf eigenes Empfinden. Ihm persönlich kann nichts fremder sein als die Absicht, irgend einem Verstorbenen unrecht oder einem Lebenden wehe zu thun. Solche, welche mit den betreffenden Verhältnissen näher vertraut sind, werden jedenfalls den Vorwurf nicht gegen ihn erheben können, daß er schmähsüchtig sei.“

Eine andere Klippe war, daß in dem noch erhaltenen Nachlasse des Cardinals zwar ein ungeheures Material vorlag, damit aber noch keineswegs ein Einblick in die ganze Correspondenz und Thätigkeit Geißels ermöglicht wurde. Wohl mußte so der Verfasser in der Lage sein, zu beurtheilen, ob und wie weit etwa wesentliche Punkte seiner Einsichtnahme entzogen blieben; in den vorhandenen Acten mußten sich dafür Anhaltspunkte finden, und ein sorgfältiger Vergleich mit der Lebensbeschreibung, welche der mit allen Verhältnissen bestens vertraute Dr. Baudri über Geißel hinterlassen hat, konnte volle Sicherheit gewähren. Trotzdem würde vielleicht bei mancher Darstellung im einzelnen die Schattirung etwas anders ausgefallen, und würden, wenigstens in Nebenpunkten, vielleicht andere Züge eingezeichnet worden sein, wenn dem Verfasser diese oder jene Correspondenz des verewigten Kirchensürsten auch vorgelegen hätte. Um ein Beispiel zu erwähnen, so ist dem unterzeichneten Recensenten — leider erst nach dem Erscheinen des Werkes — ein Theil des Briefwechsels zwischen Geißel und Winterim bekannt geworden, dessen Benutzung sicher nicht ohne Einfluß auf die Darstellung des schwierigen Verhältnisses zwischen den beiden Männern geblieben wäre. Auch erzählt der Festbericht, welchen die Zeitungen über Winterims Jubiläum (20. September 1852) seiner Zeit gebracht haben, ausdrücklich von den Glückwunschschriften, welche, wie der Apostolische Nuntius von Brüssel, so auch Cardinal v. Geißel und die Bischöfe von Trier und Mainz aus diesem Anlaß

an Binterim gerichtet haben. Dieser bedeutungsvolle Umstand scheint dem Verfasser entgangen zu sein. Es wäre jedoch eine Unbilligkeit, wegen derartiger Lücken dem Verfasser einen Vorwurf zu machen. Solchen Dingen auf die Spur zu kommen, ist außerordentlich schwer; manchmal fehlt es dafür an jedem Anhaltspunkte, und literarische Hilfsmittel und Repertorien gibt es gerade für die Ereignisse der nächsten Vergangenheit nur spärliche. Daß der Verfasser sich redlich Mühe gegeben hat, nach allen Seiten auszuspähen, beweist jedes Kapitel seines Buches.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient bei dem Werke die Art der Stoffvertheilung und Anordnung. Dieselbe erscheint überaus einfach und natürlich; aber unter dieser wohlthueuden Ungezwungenheit verbirgt sich eine wahre Kunst, welche es verstanden hat, die chronologische Ordnung, die im großen und ganzen vorherrscht, mit einer psychologischen und sachlichen glücklich zu verbinden. Alles macht sich da ganz wie von selbst, und doch zeugt alles wieder von Plan und Ordnung. Trotz der Masse und Ungleichartigkeit des Materials verirrt man sich niemals in ein Labyrinth; es ist leicht, dem Gang der Ereignisse zu folgen, den Ueberblick zu bewahren und das Zusammengehörige herauszufinden. Auch der Bequemlichkeit des Lesers ist verständigerweise Rechnung getragen. Die einfachen Inhaltsverzeichnisse gehören mit zu den beachtenswertheften Theilen des ganzen Werkes.

Doch hoch über dem äußern Rahmen steht der Gehalt. Der Werth desselben ist ein doppelter. Das Buch zeichnet die schönste und glorreichste Periode, welche die deutsche Kirche im 19. Jahrhundert — und vielleicht seit Jahrhunderten überhaupt — durchlebt, mit allem, was ihre Blüthe gefördert und was sie gehemmt hat. Es gewährt einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der Kirche Deutschlands um die Mitte dieses Jahrhunderts, wie ein solcher zum Verständniß der Gegenwart außerordentlich nützlich, aber nicht leicht in einem andern Werke in gleichem Maße zu finden ist.

Dann aber ist es auch von Bedeutung, daß der Verfasser den Mnth hat, einmal einer wahren katholischen Größe in Deutschland ein Werk solcher Art zu widmen, das sich durch Gehalt wie durch Umfang Beachtung sichern muß. Wir Katholiken sind solches kaum mehr gewohnt und stehen hierin den Gegnern unserer Ueberzeugung bedeutend nach. Nicht an großen und hehren Gestalten hat es uns gefehlt; aber von den meisten hat das Andenken eine Generation nicht überdauert, und man sucht jetzt vergebens die Spuren ihres Geistes und ihrer Thaten. Es ist von Wichtigkeit, daß wir unsere großen Männer zu schätzen wissen, daß wir sie hochhalten, auf sie hinschauen, an ihnen uns begeistern und von ihnen lernen.

L. Schmitt S. J.

Voltaire et le Voltairianisme, par *Nourrisson*, membre de l'Institut. 8°. (672 p.) Paris, Lethielleux, 1896. Preis Fr. 7.50.

„Nachdem mehr als ein Jahrhundert verfloßen, scheint die Zeit gekommen, Voltaire wie einen ‚Alten‘ zu studiren. So entstand dieses Buch. Es ist nicht

für Voltaire und nicht gegen Voltaire, es handelt über Voltaire.“ Mit diesen Worten eröffnet der gelehrte Verfasser sein kurzes Vorwort. Wer nun aber das Buch zu Ende gelesen, der muß sich sagen, daß ein schärferes Werk gegen Voltaire kaum zu schreiben wäre. Dieser Eindruck wird verstärkt und vertieft durch die überaus große Ruhe und Objectivität der ganzen Behandlungsweise. Der gelehrte Akademiker läßt meistens seinem „Helden“ selbst das Wort und setzt so den Leser in die Lage, nach eigener Kenntniß der Acten sein Urtheil zu sprechen. Als Motto setzt Nourrißon auf das Titelblatt das Wort des alten Satirikers; „Ego te intus et in cute novi“ (Pers. III, 30), und dieses Motto ist keine Uebertreibung; denn die Belesenheit und Vertrautheit mit dem kaum zu übersehenden Material der Voltaire-Literatur ist staunenswerth. Die Belegstellen, die er aus diesem Material auf jeder Seite seines Buches beibringt, lassen an Beweiskraft und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und da sein oberster Grundsatz war „d'être exact“, so vermag auch keine Kritik sie zu erschüttern.

Nourrißon hat es vorgezogen, kein neues systematisches Lebensbild Voltaires zu schreiben. Er setzt den äußern Verlauf und die Hauptetappen desselben als bekannt voraus, behandelt also auch in dieser Beziehung Voltaire als Klassiker, den jeder kennt. Trotzdem hat er die einzelnen Studien über den Mann und sein Werk so zu ordnen verstanden, daß im großen und ganzen doch eine Art Biographie zu stande gekommen ist. Nach einer orientirenden Einleitung, deren Inhalt man kurz mit den Worten wiedergeben könnte „Voltaire im Widerschein der öffentlichen Meinung“ oder „Voltaire als Fetisch“, handelt der Verfasser in zwei Abtheilungen von Voltaire und dem Voltairianismus. Die erste umfaßt zehn Studien: Die Jugendjahre — Cirey — Potsdam (der Verfasser schreibt consequent Postdam) — Feruey — Die Rivalitäten — Die Arbeiten — Das Vaterland — Die Humanität — Die Toleranz — Das Schicksal Voltaires. Die zweite Abtheilung behandelt das, was man als Voltairianismus bezeichnet hat, in acht Studien: Die Philosophie — Die Philosophen — Die Ideen — Die Seele — Die Freiheit — Gott — Die Moral — Die Politik.

Ueber den Voltairianer als solchen schreibt Nourrißon (656): „In der That, was ist ein Voltairianer? Man muß ihn nicht beim Volk suchen, sondern in der Bourgeoisie, besonders und vielleicht noch mehr in den sogen. höhern Klassen. Wo immer aber man ihn findet, der Voltairianer ist im allgemeinen ein Mensch von Geist und gesundem Menschenverstand, aber von einem Verstand, der die Trivialität nicht ausschließt, und von einem Geist, dem jede Erhebung abgeht. Geschickt, das Lächerliche zu bemerken, und im Sprechen frei bis zur Roheit, verweilt er gewissermaßen nur mit einem drückenden Zwang bei ernstern Gedanken. Er gleitet nur über die Oberfläche dahin. Anstatt daß alles, was schön, edel und gut ist, ihn mit einer heitern Freude erfülle, erregt es meistens nur seinen Sarkasmus und reizt ihn zum Widerspruch. Er hält sich stets beim Verneinen, hat mehr Neugierde als Wissen und treibt sein Mißtrauen bis zur Pedanterie. Behaupte in seiner Gegenwart eine andere Wahrheit, als die darin besteht, zu sagen: ‚Das Meinige ist nicht das Deinige‘, oder: ‚2×2 ist nicht 5‘ (denn an die Mathematik und das Eigenthum glaubt er standhaft), so gibt er sich den

Anschein, an allem zu zweifeln, und fürchtet nichts auf Erden so sehr, als ein Betrogener zu sein oder auch nur zu scheinen. Es gibt keine noch so gut begründete Wissenschaft, die er nicht als auf Sand gebaut ansieht; es gibt keine noch so großmüthige Handlung, bei der er nicht einen niedrigen Beweggrund annimmt oder argwöhnt. Egoistisch und eitel, Umstürzler und Reichthaber, lüstern nach Reformen und großsprecherisch von Freiheit, duldet er kein Wort von Autorität und Ueberlieferung. Um das gesellschaftliche Gebäude zu verbessern, trägt er kein Bedenken, es bis in die Grundmauern zu erschüttern, beklagt dann aber später die Trümmer, inmitten deren er selbst Gefahr lief begraben zu werden. Sein Epikureismus ist bald sehr gewöhnlich, bald verfeinert; seine ganze Sittlichkeit beruht auf dem Nutzen oder geht wenigstens kaum über den Ehrenpunkt hinaus. Zwischen Geschäft und Genuß getheilt, hütet er sich wohl, an die Chimäre zu glauben, die man Opfer heißt, oder an jenes Trugbild, das den Namen Tugend trägt. Nach seiner Schätzung ist alle Religion nur Fanatismus oder Aberglauben, jeder Tempel ein Ort des Götzendienstes, jeder Priester ein Dummkopf oder Betrüger; wenn er sich bisweilen herbeiläßt, vor einem Gott das Haupt zu beugen, so ist es der ‚Gott der braven Leute‘, den er verehrt, von dem er aber, wie er rühmend bemerkt, ‚als freier und zufriedener Mann nichts erbittet‘. Seele und künftiges Leben endlich gelten ihm ungefähr als Ammenmärchen, und wie er ohne Glauben und fast ohne Gesetz gelebt hat, so sieht er sich sterben ohne Hoffnung.“

Wie Voltaire der Voltairianer in Potenz war, zeigt uns das ganze ebenso gründliche wie anziehende Buch. Da dieses Werk sich an ein mehr wissenschaftlich reifes Publikum wendet, als wir selbst dies mit unserer Voltairestudie thun konnten, so darf es nicht auffallen, daß Nonrison manche Theile freier und eindringlicher behandelt hat, über die wir leichter hingeleiten mußten, so z. B. die ganze Episode Cirey, die uns hier in ihrer rohen Gemeinheit entgegentritt. Auch die wissenschaftlichen Partien des zweiten Theiles sind ausführlicher und eingehender als bei uns, während die ästhetische Seite dem Zweck des Werkes entsprechend mehr zurücktritt. In keinem nennenswerthen Punkte aber weichen unsere Urtheile über den Mann und sein Wirken von denen Nourissons ab, und so können wir sein gelehrtes Werk besonders denjenigen Deutschen empfehlen, welche trotz allem noch immer nicht einsehen wollen, daß Voltaire war „l'enfant gâté du siècle qu'il gâta“.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Ueber den Priesterstand. Vorträge von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Mit kirchlicher Genehmigung. 8°. (256 S.) Paderborn, Junfermann, 1896. Preis M. 2.

Den Aspiranten des geistlichen Standes, welche sich mit dem Wesen des Priesterthums und dessen Anforderungen zeitig vertraut zu machen haben, darf die vorliegende Schrift als ein recht geeignetes Hilfsmittel hierzu warm empfohlen werden. Sie schildert in einfacher, aber gebiegener Weise die erhabene Würde des Priester- und Seelsorgerstandes, erläutert die Kennzeichen des Berufes und verschweigt auch nicht dessen schwere Pflichten und Gefahren. Das letzte Kapitel handelt über die Tonsur und die niedern Weihen; hoffentlich werden in einer folgenden Auflage auch den höhern Weihen noch einige Vorträge gewidmet werden. Möge sich das Büchlein den Eingangspañ in möglichst viele Seminararien verschaffen, um dort zum begeistertsten Verständniß der erhabenen und wahrhaft göttlichen Aufgabe des katholischen Priesterthums beizutragen.

Pastoral Theology by William Stang DD., Vice-Rector of the American College, Louvain, and Professor of Pastoral Theology at the same, Late Rector of S. S. Peter and Paul's Cathedral, Providence, Rhode Island. 8°. (VIII and 304 p.) Brussels, Société Belge de Librairie, 1897. Preis Fr. 6.

Der vorliegende Band bezweckt, ein praktisches Handbuch zu sein für angehende Seelsorgspriester, um diesen allseitige Winke zu geben für ein gedeihliches Angreifen und Durchführen der vielseitigen Arbeit, welche den jungen Priester in der Pastoration erwartet. Es will nicht ein Lehrbuch für das Studium der einschlägigen Partien des Dogmas und der Moralthologie ersetzen und ist daher bei Besprechung dieser Stoffe, wiewohl sie nicht ganz unberührt bleiben konnten, recht kurz. Der Hauptwerth des Werkes liegt in den vielen recht kostbaren Angaben über Pastoralflugsheit bei Predigt und Katechese, beim Besuch der Familien und der Kranken, behufs Beförderung des Sacramentenempfanges und der frommen und religiösen Vereine, im privaten und öffentlichen Verkehr, in Behandlung der Schulfrage, betreffs der Kunst und des Kirchenbaues u. s. w. Im einzelnen will uns nicht recht gefallen, daß § 5, 2 vom Predigtstoff gesagt wird: Niemals predige über Laster, sondern über die entgegengesetzte Tugend. Wir meinen, auch das erstere kann sehr nützlich sein, wenn es mit Tact geschieht. Der kurze Beichtspiegel (§ 31, S. 156 ff.) will uns für Kinder doch nicht passend genug scheinen. Als einen Unterlassungsfehler möchten wir es bezeichnen, daß behufs Behandlung der socialen Frage keine besondern Winke gegeben werden. Im übrigen wiederholen wir, daß die pastorellen Winke sehr werthvoll sind und den noch wenig erfahrenen Neupriester vor manchem Mißgriff zu bewahren vermögen. Die nordamerikanischen Verhältnisse sind zunächst ins Auge gefaßt; allein die Hauptsachen, welche gesagt werden, sind überall von Nutzen.

Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend von Alphons Rodriguez, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem spanischen Originale übersezt von Dr. Magnus Jocham, erzbischöflicher geistlicher Rath und Professor der Theologie. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. 3 Theile. Vierte Ausgabe. gr. 8°. (IV u. 351, IV u. 348, IV u. 300 S.) Regensburg, Pustet, 1894. Preis *M.* 7.20.

Uebung der christlichen Vollkommenheit von Alphons Rodriguez, Priester der Gesellschaft Jesu. Neu übersezt von Christoph Kleyboldt, Priester der Diocese Mainz. Mit hoher oberhirtlicher Genehmigung. 3 Bände. Fünfte Auflage. gr. 8°. (VIII u. 490, VI u. 480, IV u. 393 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis *M.* 10.80.

Das Hauptwerk des spanischen Jesuiten Alfons Rodriguez (geb. 1526, gest. 1616) hat bekanntlich in der ascetischen Literatur bis auf den heutigen Tag seinen Ehrenplatz behalten; dasselbe hat sich bewährt als durchaus zuverlässiger und höchst praktischer Führer auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit. Darum ist es auch ins Französische, Englische, Portugiesische, Italienische, Holländische, Polnische, Lateinische, Chinesische und Arabische übersezt worden. Auf die zwei deutschen Uebersetzungen, die jetzt wiederum in neuer Auflage vorliegen, dürfen wir stolz sein. Für deren Brauchbarkeit und Güte zeugt übrigens schon die große Nachfrage. Was den sprachlichen Ausdruck anbelangt, dürfte wohl Jochams Uebersetzung mitunter weniger glatt und gefällig als diejenige Kleyboldts erscheinen; hinwieder hat ersterer nach dem spanischen Originale übersezt, während letzterer seiner Arbeit die französische Uebersetzung des Akademikers Abbé Regnier des Marais größtentheils zu Grunde gelegt hat. Daß Kleyboldt die citirten Stellen aus der Heiligen Schrift und vielfach auch die Stellen aus den Werken der heiligen Väter auch in lateinischer Sprache in den Noten beigefügt hat, Jocham hingegen nur kurz die Fundorte dieser Stellen am Ende der Hauptstücke angibt, dürfte für viele Leser ein Unterschied von geringem Belange sein. Die Jochamschen Register verdienen besonderes Lob; einem Wunsche manchen Seelsorgers werden die drei Verzeichnisse entsprechen, in denen Jocham den ascetischen Stoff für Predigten auf die Sonntage und die höhern Feste des Kirchenjahres vertheilt hat.

Grundeigentum und Banerschaft. Eine volkwirtschaftliche Rechtsstudie zur Lösung der Agrarfrage. Von Dr. C. Eberle, Präsident der Vereinigung schweiz. Socialpolitiker. Zweiter Theil. 8°. (VIII u. 304 S.) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1896. Preis *M.* 3.60.

Die in dieser Zeitschrift Bd. LI, S. 442 ausgesprochene Erwartung ist ungeahnt rasch verwirklicht, und zwar in einer Weise, welche dem Herrn Verfasser alle Ehre macht. Der erste Abschnitt gibt als Einleitung eine kurze Orientirung über die verschiedenen Reformvorschläge zur Besserung der ländlichen Verhältnisse und zeichnet besonders die Pseudoheilmittel des Agrarliberalismus und des Agrar-socialismus mit seinen Abstufungen. Der zweite Abschnitt bildet den wesentlichen Inhalt der Schrift, indem er bis ins einzelne, auf naturrechtlicher und christlicher Grundlage fußend, die Mittel bespricht, welche Abhilfe und Besserung in den Agrarverhältnissen anzubahnen geeignet sind. Dieselben werden vom Herrn Verfasser in zwei große Gruppen getheilt: in solche Anstalten und Mittel, welche aus der Selbsthilfe, und in solche, welche aus der Staatshilfe hervorgehen müssen; die

ertern lassen sich zusammenfassen in den Begriff verschiedener Vereinigungen zur Beschaffung billigen Credits unter Zugrundlegung des Bodenrentenprincips, zur Beschaffung von Lebensbedürfnissen, Werkzeugen n. s. w., sowie zu gemeinsamer Production und gemeinsamem Absatz; die Staatshilfe sollte gerichtet sein auf Förderung der verschiedenen Vereine oder Genossenschaften, auf gerechte Preishöhe der Producte, auf Errichtung und Förderung landwirtschaftlicher Bildungsanstalten, auf wirksame Versicherung des Bauernstandes gegen verschiedene Unfälle und Gefahren. Der Verfasser geht dann dazu über, die Aufbesserung des ländlichen Arbeiterstandes in materieller und moralischer Beziehung zu besprechen und hier bis ins einzelne gehende Winke zu geben. Er ist überzeugt, und das mit Recht, daß weder Staatshilfe noch Selbsthilfe der Land- und Arbeiterbevölkerung gründliche Hebung ihrer Lage bringen könne, wenn nicht Religion und Kirche den ungehemmten Einfluß zur Hebung der sittlichen Kraft und Würde entfalten dürfen. — Bezüglich des Versicherungswesens möchte es allerdings bedenklich scheinen, der staatlichen Gewalt so weitgehende Befugnisse zum Zwange beizulegen, wie der Herr Verfasser es will. Im ganzen aber zeichnet sich die Schrift aus durch Klarheit und Präcision und durch gesunde Principien und deren folgerechte Anwendung.

Dott. Francesco Invrea. **L'Imposta progressiva.** Estratto dalla *Rivista Internazionale di scienze sociali e discipline ausiliare.* 8°. (24 p.) Roma, Tipografia dell'Unione cooperativa editrice, 1896.

Diese interessante Schrift ist trotz ihrer Kürze oder gerade wegen ihrer Kürze recht empfehlenswerth. Sie setzt sich zunächst auseinander mit den verschiedenen Begründungen des Besteuerungsrechtes des Staates und darum auch mit den verschiedenen Staatsbegriffen. Die öffentlichen Steuern, heißt es dann weiter, müssen nach der Norm der austheilenden Gerechtigkeit auferlegt werden; diese kann sich nur richten nach der Leistungsfähigkeit. Der Verfasser schließt dann weiter, daß die Leistungsfähigkeit sich mit dem Vermögen progressiv vermehre; denn augenscheinlich habe derjenige, dessen Vermögen nur bis zum Existenzminimum gehe, nicht die halbe Leistungsfähigkeit desjenigen, dessen Vermögen das Doppelte des Existenzminimums betrage. Zum Schluß werden dann die gewöhnlichsten Einwürfe gegen eine Progressivsteuer beantwortet und jene Besteuerung selbst als die richtigere hingestellt, jedoch mit der Beschränkung, daß die progressive Besteuerung nicht das ganze Einkommen, sondern immer nur stufenweise den Zuwachs des Einkommens zu treffen habe.

Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Von Karl Vollmöller. 8°. (108 S.) Erlangen, Junge, 1896. Preis M. 3.

Der „Kritische Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie“, der 1890 mit einem I. Bande vielversprechend begonnen hatte, ist infolge von Verwicklungen leider in seinem Erscheinen unterbrochen worden. Jetzt, da das Unternehmen mit den bereits fertiggestellten, die Zeit 1891—1894 umfassenden zwei folgenden Bänden wieder frisch voranschreiten soll — Band II ist zum Theil bereits erschienen —, veröffentlicht der Herausgeber in vorliegenden interessanten Blättern die in dem Jahresberichte angestrebten Normen und Grundsätze, den Plan im einzelnen, die Namen der bis jetzt gewonnenen Mitarbeiter, das Verzeichniß der seit 1891 aus dem ganzen Gebiete eingelefertenen Recensionsexemplare u. s. w. Das wirklich großartig angelegte Unternehmen setzt sich zum Zweck, „kurz und klar über

die gesammten Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der Romanischen Philologie, ihrer Hilfswissenschaften und ihrer Verwendung im Unterricht der Hoch- und Mittelschulen zu belehren". Es will zwischen den in umfangreichen Compendien zerstreuten Notizen einerseits und den ausführlichern Mittheilungen der Fachzeitschriften und kritischen Anzeigebblätter andererseits die Mitte halten, und wird dadurch auch im stande sein, den gänzlichen oder theilweisen Abgang derselben dem Forscher in gewissem Umfange zu ersetzen. Naturgemäß ist das Französische besonders berücksichtigt, doch werden auch die übrigen romanischen Sprachen und deren Grenzgebiete nicht vernachlässigt. Das Unternehmen verspricht der literarischen Welt, Lehrenden wie Lernenden großen Nutzen; für die wissenschaftliche Strebsamkeit unseres Vaterlandes ist es ein Ruhmesdenkmal.

Ueber die sogenannte Quantität des Urtheils. Eine logische Studie als Beitrag zur Lehre von den Subjektformen des Urtheils. Von Dr. phil. Otto Sickenberger. 8°. (217 S.) München, Kaiser, 1896. Preis M. 3.20.

Daß die Urtheile unter anderm auch nach ihrer Quantität, beispielsweise in univervelle, particuläre, singuläre, eingetheilt werden, ist jedem, der sich mit dem Studium der Logik beschäftigt hat, wohl bekannt. In der vorliegenden Schrift will nun Herr Dr. Sickenberger „das Wesen der Quantitätsunterschiede, welche die praktische Logik in Bezug auf den Werth der Urtheile aufstellt, vom theoretischen Standpunkte in Bezug auf den Inhalt der Urtheile erforschen". Dieser Unterschied zwischen Werth und Inhalt eines Urtheils wird von Anfang an betont und ist auch für das Verständniß der ganzen Abhandlung beständig im Auge zu behalten. Wie nämlich ein Satz, welcher das äußere Zeichen eines Urtheils ist, außer dem eigentlichen Wortsinne oft noch einen andern Sinn nach der Absicht des Sprechenden enthält, so ist auch im Urtheil, diesem bloßen Act des Verstandes, das subjectiv Gedachte (der Inhalt des Urtheils) von dem objectiv vom Gedanken Umfaßten (dem Werthe des Urtheils) manchmal verschieden. Auf die uns kurz über den status quaestionis orientirende Einleitung folgt ein größerer geschichtlicher Theil, in welchem uns die Lehre über die Quantität des Urtheils bei Aristoteles und den Gelehrten des Alterthums, sodann bei den Scholastikern mit ihrem Fürsten, dem hl. Thomas von Aquin, an der Spitze und endlich bei den Philosophen der neuern Zeit ausführlich dargelegt wird. Diese geschichtlichen Erörterungen werden aber fortwährend mit scharfsinnigen kritischen Bemerkungen begleitet, so daß dem Leser nach und nach die eigenen Ansichten des Verfassers immer mehr erschlossen werden. Im letzten Kapitel faßt dann Sickenberger die gewonnenen Resultate bezüglich der Eintheilung der Urtheile und der Quantitätsbestimmungen zusammen. Die Studie verdient die Beachtung derjenigen, welche schon im philosophischen Denken geübt sind und sich mit logischen Studien noch gründlicher befassen wollen.

Papst Honorius IV. Eine Monographie von Bernhard Pawlicki, Doctor der Theologie. 8°. (VIII u. 128 S.) Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1896. Preis M. 3.

Diese kenntnißreiche und in jeder Beziehung wackere Arbeit behandelt das kurze Pontificat eines Papstes, von dem man nur sagen kann, daß er ein echter Papst und ein echter Römer war. Trotz der geringen Dauer von nur zwei Jahren ist die Regierung dieses edeln Savellers eine keineswegs bedeutungslose. Schon

die hervorragende Persönlichkeit des greisen Papstes, der in gebrechlicher Körperhülle, ähnlich wie einst Gregor der Große, mit der Weisheit des Staatsmannes die ganze Thatkraft der Jugend verbindet, wie auch seine Stellung zu Rudolf von Habsburg und dem römischen Kaiserthum deutscher Nation, verleihen diesem Pontificate besondere Anziehung. Es war gut, daß der Verfasser von der scheinbar geringen Ausbeute an wirklich Neuem sich nicht hat abschrecken lassen. Er hat doch verstanden, manche recht interessante Punkte gegenüber andern Autoren ins Licht zu stellen. Ueberhaupt ist er der erste, der auf Grund der neuen Veröffentlichungen in Prouz Regestenwerk mit einer besondern Arbeit über diesen vortrefflichen Papst hervortritt. Auf Mißgriffe und Mängel in der obersten Kirchenverwaltung offen hinzuweisen, scheut sich der Verfasser nicht, wo immer er solche zu erkennen glaubt, und er thut es an einer Stelle (S. 107—108) vielleicht strenger, als die Verhältnisse jener Zeit es rechtfertigen. Allein er ist himmelweit entfernt von jenem Tone schulmeisternden Aburtheilens und dreisten Verunglimpfens kirchlicher Personen und Verhältnisse, wie er heute auch bei angehenden katholischen Historikern zuweilen sich bemerkbar macht — stets das Zeichen von Unreife, Beschränktheit des Horizontes oder sonst ungünstigen Einflüssen. Besonderes Lob verdient auch die schöne, wirklich anziehende Darstellung. Dr. Gottlobs „Die päpstlichen Kreuzzugssteuern im 13. Jahrhundert“, welche der Verfasser S. 50, 2 einmal nebenbei und nicht ganz richtig citirt, würde er vielleicht mit Vortheil genauer verglichen haben. Im ganzen weiß die Schrift Wissenschaftlichkeit und Unbefangenheit des Urtheils in Einklang zu bringen mit Liebe und Verständniß für die kirchliche Vergangenheit; sie gereicht ihrem Verfasser zu großer Ehre und sei auf das wärmste empfohlen.

Die Bulle „Unam Sanctam“ des Papstes Bonifacius VIII. Nach ihrem authentischen Wortlaut erklärt von Th. Dr. Franz Ehrmann, Priester der Diöcese Brünn in Mähren. 8°. (52 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis M. 1.50.

Es ist ein schon viel behandelter Gegenstand, welchem diese kleine Schrift gewidmet ist, die ihr Verfasser selbst als eine früher für das kirchenhistorische Seminar an der Universität Würzburg bestimmte Uebungsarbeit zu erkennen gibt. Dies hindert jedoch nicht, dieselbe als eine recht vortreffliche anzuerkennen und das Büchlein als ein brauchbares und beachtenswerthes zu empfehlen. Es faßt alles nett zusammen, was zum Verständniß der berühmten Bulle im Auge zu halten ist, und zeichnet sich dabei aus durch Kürze, Klarheit und Correctheit. Gut war es, daß der Bulle vor allem eine genaue deutsche Uebersetzung beigegeben wurde, denn viele deutsche Gelehrte sind sehr schwach im Verständniß des kirchlichen Lateins; ebensogut war die Beigabe einer klaren Disposition und die Aufnahme des vollen Textes der Bulle *Ausculata Fili*. Kurz, das Büchlein ist sehr geschickt angelegt; man liest es mit wahren Vergnügen. Freilich gegen die Uebersetzung (S. 49 und 30) des *veritate testante* mit „nach dem Zeugnisse der gegenwärtigen Umstände“ liegen nach dem Wortlaut wie nach dem Zusammenhang große Bedenken vor. Schon ein Vergleich mit der Stelle aus Hugo von St. Victor (S. 43) dürfte ergeben, daß es sich um das Zeugniß des *vetus instrumentum* handelt, wonach durch das Priesterthum (Samuel) auf Befehl Gottes das Königthum eingeführt wurde (vgl. 1 Kön. 8, 22: *constitue super eos regem*; vgl. ebenda 10, 19). Wie andere im Alten Testamente erwähnte Thatfachen dient auch diese dem Verfasser der Bulle als Argument für den theoretischen Beweis, daß die geistliche Gewalt etwas Höheres sei als die weltliche.

Prüm und seine Heiligthümer. Mit sieben Illustrationen. Von Dr. C. Willems, Dombikar, 8°. (87 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896. Preis 90 Pf.

Pilgerfahrt nach Prüm. Mit drei Abbildungen. Von Dr. Willems, Dombikar, 8°. (32 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896. Preis 25 Pf.

Die beiden Broschüren wollten die Pilger, welche zu der vom 11. bis 25. October zu Prüm veranstalteten Reliquienfeier herbeieilten, über die Geschichte der mehr als 1170 Jahre alten Abtei und ihrer Reliquien unterrichten, besonders über die von Pipin dorthin geschenkten Theile „von den Sandalen des Herrn“. Das größere Heft schildert eingehend die Schicksale, Verdienste und Kirchenschätze Prümer Mönche; das kleinere thut dies ganz kurz, fügt aber Gebete und Nachrichten bei zu Nutz und Frommen der Pilger. Beide behalten auch noch nach Abschluß der Festoctav ihren Werth für jeden Besucher der Salvatorkirche und ihrer Reliquien. Sie sind klar und anziehend geschrieben, mit trefflichen Bildern versehen und gut ausgestattet.

Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte aus dem südöstlichen Schwarzwald. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Mit urkundlichen Beilagen. 8°. (IV u. 100 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis M. 1.40.

Daß dieses Schriftchen, nachdem es gleich bei seinem ersten Erscheinen 1867 zwei Auflagen erlebt hat, nach dreißig Jahren in erweiterter Gestalt abermals hervortritt, kann nur willkommen sein. Es ist in hohem Maße interessant und enthält in mehrfacher Hinsicht Ansprechendes und Belehrendes. Mögen die guten Hauensteiner auch in früherer Zeit durch ihren Starrsinn manches gefehlt haben, man wird die Schrift kaum aus der Hand legen ohne eine herzliche Sympathie für das arme, gequälte Volk. Werden trübe Erinnerungen geweckt an die Zeit, als ein Theil der Geistlichkeit Badens irregeleitet seine Stellung und Pflicht mißkannte, so erhebt um so mehr der Anblick eines armen Bergvolkes, das unüberwindlich ist in der Treue, mit der es an seinem katholischen Glauben hängt.

Jesuiten-Dramen der niederrheinischen Ordensprovinz. Von Dr. P. Bahmann, Bibliothekar der Königl. Paulinischen Bibliothek zu Münster i. W. (Beihefte zum Centralblatt für Bibliotheksweesen. XV.) 8°. (IV u. 352 S.) Leipzig, Harrassowitz, 1896. Preis M. 15.

Das fleißig gearbeitete Werk soll ein erster Beitrag sein zu einer Bibliographie des Jesuiten-Dramas, dessen Bedeutung für Literatur-, Cultur- und Localgeschichte heute anerkannt ist. Zunächst soll durch diese Arbeit auf die zerstreuten Reste dieser Schulpiele aufmerksam gemacht werden, um, was von Texten, Programmen, Synopsen u. s. w. noch vorhanden ist, vor dem Untergang zu bewahren. Eine sorgsam zusammengestellte Uebersicht soll den jetzigen Fundort des noch Vorhandenen nachweisen und dadurch die Benutzung ermöglichen. Auch die bisherigen, hier und dort auftauchenden Veröffentlichungen über einzelne Stücke oder ganze nach Vertiklichkeit oder Thema sich unterscheidende Gruppen sollen hier zusammengefaßt, verzeichnet und ausgenutzt werden. Es schien am zweckmäßigsten, diese Zusammenstellung nach den „Provinzen“ vorzunehmen, in welche die Gesellschaft Jesu auch innerhalb Deutschlands sich dereinst eintheilte, und der Verfasser hat sich demgemäß auf die „niederrheinische Provinz“ beschränkt. Der erste Theil der Ar-

beit gibt die Titel von 209 gedruckten Jesuiten-Dramen, die in den Bibliotheken der niederrheinischen Provinz sich fanden. Unter den Verfassern derselben, welche den verschiedensten Nationen angehören, liest man recht bedeutende Namen, wie Petavius, Balde, Avancini, de la Rue, Masen, Neumahr u. s. w. Es folgen dann die Titel von 502 Dramen, welche vor 1773 in 21 Häusern der niederrheinischen Provinz nachweisbar aufgeführt wurden. Als Anhang schließen sich daran die Synopsen von 77 dieser Stücke, alle noch dem 17. Jahrhundert angehörig, und aus den Dramen des 18. Jahrhunderts eine Auswahl von Gefängen. Daß auch dieses scheinbar so reiche Verzeichniß von aufgeführten Theaterstücken auf Vollständigkeit nicht entfernt Anspruch erheben kann, zeigt schon der Umstand, daß für Jülich 119 Aufführungen bekannt sind, während von weit bedeutendern Collegien wie Düsseldorf nur 24, Münster 34, Paderborn 48, Aachen 51, Köln 53, Hildesheim 60 Stücke nachgewiesen werden konnten. Auffallend ist allerdings, daß bei den im Druck erschienenen Schndramen gerade die niederrheinische Provinz so äußerst schwach vertreten ist, während Bayern und Oesterreich eine ganze Bibliothek ins Feld stellen können. Daß es jedoch auch am Niederrhein an dramaturgischen Talenten nicht fehlte, zeigt das Beispiel des P. Paul Aler († 1727). Der Umstand, daß von den Jesuiten-Dramen überhaupt verhältnißmäßig nur wenige in den Druck gekommen sind, will der Verfasser auf „die von den Ordensobern ausgeübte Censur“ zurückführen. Dies dürfte kaum richtig sein. Einer Censur der Oberrn bedurfte es schon, damit das Stück aufgeführt werden konnte, und die Drucklegung hing, abgesehen von dem innern Werth oder dem augenblicklichen Erfolg des Stückes, oft von äußern Umständen, etwa dem Geldpunkt, oder den besondern Gepflogenheiten einer bestimmten Ordensprovinz, oder dem Selbstvertrauen des Autors, oder den Anschauungen des jeweils maßgebenden Provincialoberrn ab.

Luthers Lebensende und der Eislebener Apotheker Johann Landau.

Von Dr. Nicolaus Paulus. 8°. (IV u. 26 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis 60 Pf.

Wie es nicht unberechtigt war, die legendenhaften Berichte von „Dr. Luthers sein sanftem Einschlafen“ in unserer Zeit der Kritik auch einmal unter die kritische Lupe zu nehmen, so ist es auch wieder aner kennenswerth, wenn gegen nicht erwiesene oder nicht erweisbare Behauptungen, welche durch solche an sich berechnigte Untersuchungen mit zu Tage gefördert worden sind, auch innerhalb des katholischkirchlichen Lagers Einsprache erhoben wird. Denn weder unserem deutschen Volke noch unserer Kirche wird irgend etwas auf die Dauer frommen, was nicht in objectiver Wahrheit und Gerechtigkeit begründet ist. Dr. Paulus hat mit der ihm eigenen außerordentlichen Kenntniß des Reformationszeitalters und seiner Literatur, mit gewohnter Klarheit und Ruhe den Stand der Frage bereits 1894 im „Historischen Jahrbuch“ untersucht. Denselben Artikel, der damals große Anerkennung fand, bietet er hier in einer etwas erweiterten Sonderausgabe, zugleich mit der Ankündigung einer weiter ausholenden und umfangreichern Arbeit über den gleichen Gegenstand, deren Erscheinen schon nahe bevorzustehen scheint. Dr. Paulus hat es bis zu einer der Gewißheit nahekommen den Wahrscheinlichkeit dargethan, daß der Brief des „Mansfelder Bürgers“ über Luthers Ende von Wizels Vetter, dem katholischen Apotheker Joh. Landau in Eisleben, herrührt, und daß die Umstände, unter welchen er verfaßt wurde, an seiner Glaubwürdigkeit keinen berechtigten Zweifel aufkommen lassen. Mit dem Inhalt dieses Briefes fällt aber der angebe-

liche Bericht des Dieners, wonach Luther des Morgens „an einem Bettstollen hängt“ soll gefunden worden sein. Dr. Paulus bemüht sich jedoch weiterhin auch, den Nachweis zu erbringen, daß die Aussagen Landaus mit den officiellen Darstellungen von Luthers Freunden absolut noch in Einklang gebracht und daß die Widersprüche in den verschiedenen Angaben dieser Freunde bei gutem Willen hinweg erklärt werden könnten. Es will jedoch scheinen, als ob hierbei ein Moment etwas zu wenig berücksichtigt worden sei, nämlich, daß dem unbefangenen, nüchternen Berichte Landaus keineswegs gleich unbefangene von der andern Seite gegenüberstehen. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Berichte, daß man bemüht war, den Verlauf der Dinge in einem andern Lichte erscheinen zu lassen, als es der traurigen Wirklichkeit entsprach. Dieses kaum zu verkennende Bestreben der Lutherfreundlichen Berichte weckt allerdings ein gewisses Mißtrauen und gibt auch geringfügigen Widersprüchen, die sich in denselben finden, größeres Gewicht. Indes wird sich ein abschließendes Urtheil erst bilden lassen, wenn einmal die angekündigte eingehendere Schrift vorliegt, der man, wie bisher allen Publicationen des Herrn Dr. Paulus, nur mit Freude und Spannung entgegenfieht.

Di mondo in mondo. Florilegio Dantesco. (Von Welt zu Welt. Ein Dante-Album.) Mit deutscher Uebersetzung von B. A. Behringer. 8°. (Albumformat.) (308 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis M. 3.

Der reiche Sentenzen-Schatz der Divina Commedia und der andern Schriften Dantes ist in diesem überaus geschmackvoll ausgestatteten Album in acht Gruppen getheilt: 1. Wollen und Wirken. 2. Sehnen und Suchen. 3. Gott und Schöpfung. 4. Erlösung und Kirche. 5. Recht und Sitte. 6. Minne und Freundschaft. 7. Natur- und Wanderbilder. 8. Zeit und Ewigkeit. — Dem nach Scartazzinis neuestem Commentar gegebenen Originaltext steht in zierlicher Schwabacher-Schrift die deutsche Uebersetzung nach Philalethes und Witte, theilweise selbständig umgestaltet, gegenüber. Die Wahl der Sprüche wie ihre Gruppierung und Verdeutschung verrathen eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit den Werken des großen Florentiners. Da diese selbst ohne angestregtes Studium nicht zu verstehen und noch weniger zu genießen sind, werden viele dem Herausgeber dankbar sein, daß er sie auf leichtere und angenehmere Weise einen Blick in diese überreiche Gedankenwelt werfen läßt. Manchen wird das Album anregen, zu dem Dichter selbst zu greifen, Freunde desselben, ihre Erinnerungen daran aufzufrischen. Die pietätvolle Widmung an Herrn Franz Joseph Gutter macht das gefällige Büchlein zugleich zu einem sinnigen Andenken an einen Mann, dessen aufopfernder Thätigkeit die katholische Sache und speciell die katholische Literatur nicht wenig zu danken hat.

Dantes Vita Nova. Kritischer Text unter Benützung von 35 bekannten Handschriften. Von Friedrich Beck. 4°. (136 S.) München, Piloty & Löhle, 1896. Preis M. 9.

Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen. Von Friedrich Beck, R. Gymnasiallehrer. 8°. (82 S.) Neuburg a. d. D., Griesmayer, 1896. Preis M. 1.

Die beiden Schriften fußen auf einem zwölfjährigen Specialstudium der Vita Nova, zu deren Erklärung der Verfasser zunächst eine sichere Grundlage zu gewinnen wünschte. Als erstes Element einer solchen erschien ihm mit Recht eine allen Anforderungen entsprechende kritische Textausgabe, da alle bisherigen Heraus-

geber nur eine beschränkte Zahl der vorhandenen Handschriften verwerthet hatten. Er unterzog sich also selbst der mühevollen Arbeit, 35 Handschriften einzusehen, zu studiren und zu vergleichen, und auf Grund derselben einen Text festzustellen, welcher zwar die verlorene Urhandschrift des Dichters nicht ersetzt, aber, theilweise auf unmittelbare Copien einer Abschrift Boccaccios zurückgehend, dem ursprünglichen Text so nahe als möglich kommt. Seine mustergiltige Ausgabe, mit dem genauesten kritischen Apparat ausgestattet, wird darum für alle weiteren Untersuchungen dieser Schrift grundlegend bleiben. Als unerläßliches Hilfsmittel zur Erklärung der überaus dunkeln Schrift betrachtet der Verfasser die Kenntniß der Bildersprache Dantes mit Rücksicht auf deren Quellen und das ihr zu Grunde liegende System. Mit ähnlichem Bienenleiß hat er deshalb die häufigsten und bedeutendsten Metaphern Dantes zusammengestellt und auf ihre Quellen zurückzuführen gesucht. Die Zusammenstellung zeugt von der innigsten Vertrautheit mit Dantes Werken und theilweise auch mit dessen Quellen, sowie von einer bewundernswerthen Akribie im einzelnen. Der Versuch jedoch, die so mannigfaltigen Metaphern in ein einheitliches System zu drängen, entbehrt noch vielfach einer nähern Begründung und dürfte kaum hinreichen, als endgiltiger Schlüssel die Räthsel der Vita Nova zu lösen.

Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca.

Zum ersten Mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor R. Pasch. IV. Bändchen: Glaube du nicht stets das Schlimmre. — Morgen kommt ein andrer Tag. — V.: Sein eigener Kerkermeister. — Willst Liebe du besiegen, mußt du wollen. — VI.: Die Belagerung von Breda. — Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft. — VII.: Zufall spielt der Liebe Streiche. — Besser ist's, man schweigt. 8°. (310, 244, 274 u. 286 S.) Freiburg, Herder, 1895. 1896. Preis M. 1.80; 1.80; 2; 2.

Mit den vorliegenden Bändchen ist die Sammlung Calderonscher Stücke abgeschlossen, welche uns der verdienstvolle Uebersetzer vor fünf Jahren in Aussicht gestellt hatte. Zu den bis damals ins Deutsche übersetzten 59 Stücken fügt sie allerdings nur 14 neue hinzu, so daß von den sämtlichen Comedias des großen spanischen Dramatikers noch 35 zu übersetzen bleiben. Dennoch bedeutet sie einen großen Voranschritt zu einem vollständigen deutschen Calderon und bietet eine vorzügliche Ergänzung zu den bisherigen Sammlungen von Schlegel, Gries, Malzburg und Vorinser. Die ersten drei Bändchen, welche wir schon früher (Bd. XLII, S. 114; Bd. XLIII, S. 104, und Bd. XLVI, S. 324) besprochen haben, enthalten zwei Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, zwei sogen. Mantel- und Degenstücke und zwei mythologisch-allegorische Festspiele. Zu diesen treten nunmehr noch zwei weitere Stücke aus der spanischen Geschichte und Sage, eines aus der nichtspanischen Geschichte, drei romantisch-heroische Dramen und noch zwei weitere Mantel- und Degenstücke, so daß, die längst übersetzten specifisch religiösen Dramen abgerechnet, alle Arten der Calderonschen Dramatik in der Sammlung vertreten sind und zwar meist durch ganz hervorragende Stücke, zu deren Uebersetzung schon früher die berufensten Kenner und Kritiker eingeladen hatten. Als Kunstwerk weniger bedeutend, aber in biographischer Hinsicht dafür um so interessanter, ist eigentlich nur „Die Belagerung von Breda“, und so kann man denn auch die Hauptentwicklungsphase des Dichters von dem ersten Jugendstück an bis zur vollen Reife

aus der Sammlung kennen lernen. Führt sie uns auch nicht in das eigentliche innerste Heiligthum der Calderon'schen Poesie, d. h. seine „Autos“ und „religiösen Schauspiele“, so gewährt sie uns einen um so reichern Einblick in seine weltliche Dichtung, zumal in seine wundersame Kunst, die Leiden und Freuden, Irrungen und Wirrjale, Verwicklungen und Katastrophen, welche die Liebe im bunten Markt des Lebens verursacht, in unererschöpflicher Mannigfaltigkeit und mit immer neuer Spannung zu schildern, ohne je darüber die Ideale sittlicher Reinheit, Ehre und Tugend aus dem Auge zu verlieren oder die Liebe selbst in das Grobfinnliche herabzuziehen oder durch Lüsternheit zu entweihen. Eine Lectüre für Kinder sind diese Stücke nicht; aber in ihrer Fülle von Poesie, Tragik, Humor, Iyrischer Empfindung, kunstvollster Entwicklung, überherrlicher Sprache und Form könnten sie der modernen tiefgesunkenen Bühne ein Wegweiser zur heilsamsten Regeneration sein. Die Uebersetzung ist, was Treue und Genauigkeit betrifft, eine Musterleistung, ein Werk des hingebendsten Forscherleibes und des liebevollsten Verständnisses; an Schönheit und Frische übertrifft sie unzweifelhaft diejenige Vorinsers und erreicht nicht selten diejenige von Schlegel und Gries, wenn auch die strenge Nachahmung der Formen des Originals dem deutschen Ohr weniger behagt, als es bei freierer Behandlung der Fall sein möchte. Indem wir dem Uebersetzer zugleich Glück wünschen und danken, können wir den Wunsch nicht zurückhalten, der literarische Erfolg möge Uebersetzer und Verleger ermuthigen, die Reihe dieser Uebersetzungen noch weiter fortzuführen und so eine vollständige Calderon-Uebersetzung herbeiführen zu helfen.

Die Entzückung. Von Theophil Lenartowicz, übersetzt von August Woytke, durch Lebensbeschreibung des Dichters eingeleitet und herausgegeben von Witold Leitgeber. 8°. (40 S.) Posen, Leitgeber u. Co., 1896.

Dieses Heft macht uns mit einer charakteristischen Dichtung eines zeitgenössischen polnischen Dichters bekannt, der eine Weile lang fogar trotz Mickiewicz der erste Dichter Polens hieß. Ueber das Leben und die Stellung dieses Dichters bringt die ausführliche Einleitung sehr willkommene Angaben. Der Leser wünschte dies Dichterbild erweitert und besonders mit reichlichen Proben aus den Werken belegt. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber zu dieser Arbeit. Nur dürfte dann der Berechtigung zur Revolution nicht das Wort geredet werden, was jetzt S. 13 geschieht. — Das Gedicht selbst könnte man eine Divina Commedia im Munde einer polnischen Rätinersfrau nennen. Während man an ihrem Sterbebett betet und weint, macht sie einen Rundgang durch Paradies, Fegfeuer und Hölle, den sie später ihrem Knaben in ihrer Weise schildert. Von dogmatischer Richtigkeit muß da natürlich abgesehen werden: der Dichter gibt uns einfach das, was sein Volk sich denkt und erzählt, und das ist abwechselnd kindisch und großartig, abgeschmackt und tief sinnig, fekerisch und hochmystisch. Das Gedicht soll eben ein Gesamtbild der Volksvorstellungen über das Jenseits geben, und dieses Bild ist interessant genug; am schwächsten ist das Paradies bedacht; Hölle und Fegfeuer sind viel packender und poetischer. Die Uebersetzung soll sehr getreu sein; ohne dieser Treue Eintrag zu thun, könnte und sollte sie aber auch etwas künstlerischer sein.

Gedichte von Rudolf Geck. 12°. (94 S.) Nürnberg, Raw, 1896.

Aus diesen Gedichten sind wohl jene die besten, welche irgend ein Bildchen aus dem Alltagsleben behandeln und den Realismus dieses Bildes durch eine Art

geistreicher Auffchrift idealisiren. Dahin rechnen wir z. B.: Knopfschachtel. — Auf dem Markt. — Die alte Jungfer. — Souvenir. — Frühlingsabend im Stadtpark. — Im Schnellzug u. s. w. Freilich tritt auch in diesen Gedichten etwas von jener Eigenart des Dichters zu Tage, von der man nicht sagen kann, ist es gesuchte Dunkelheit oder nicht ganz zu künstlerischer Abrundung gelangter Gedankenreichthum oder Mangel an Feile. Wo daher kein äußerer Vorgang geschildert wird, fehlt es dem Gedicht oft an scharfen Umrissen, wie es denn bezeichnend für den Dichter ist, daß er gern Wolkenbilder zeichnet. Das eine oder andere Gedicht hätten wir gerne unterdrückt gesehen, z. B. vor allem den „Blauen See“. Im großen und ganzen offenbart das Bändchen aber eine dichterische Individualität, die vielleicht bei tieferer Auffassung des Lebens nach der religiösen Seite noch Treffliches leisten kann. Möge der Schillerpreis der Stadt Nürnberg, der dem Dichter, wie wir hören, am 10. November zuerkannt wurde, ihn zu frischem, fröhlichem Schaffen in diesem Sinne ermuthigen!

Duell und Ehre. Roman von Freiin von Lilien. 12°. (487 S.) Köln, Bachem, 1896.

Der eigenthümliche Ehrbegriff, oder wie Brentano sagen würde, die salvavenia-Ehre gewisser Stände und das Allheilmittel Duell stehen seit längerer Zeit wieder im Vordergrund des Interesses. Es wird darüber sehr Vernünftiges, Ueberzeugendes, Zwingendes geredet und geschrieben; aber diese „Ehre“ gleicht der Dummheit, gegen welche ja bekanntlich die Götter sich vergebens bemühen. Trotdem begrüßen wir aufrichtig diesen Roman, der den Gegenstand auch wieder einmal von künstlerischer Seite behandelt. In dieser Form geht die gute Sache eher ins Herz und Gefühl über und erleichtert so auch dem Verstand und Willen die Arbeit. Die Anlage des Romans ist für diesen Zweck ganz vortrefflich; was sonst als unnützes Beiwerk auszuscheiden wäre, wie die Geschichte des Müllers und was damit zusammenhängt, gehört jetzt nothwendig zum Ganzen: es bildet die andere Seite der Münze, das „ja, Bauer, das ist etwas anderes!“ Die Durchführung dieser Parallele aus der Arbeiterstube und dem Salon ist vortrefflich gelungen. Die Verfasserin geht mit ihren Standesgenossen nicht gerade sehr glimpflich um; ihre Schilderungen sind realistisch bis zur Sprödigkeit. Man sollte kaum glauben, daß eine Dame jenen Auftritt beschrieben, wie der versoffene Müller im Arbeitszimmer des Barons den ersten Anfall von delirium tremens hat. Der Roman weist eine schöne Reihe eigenthümlicher Charaktere auf, von denen die Mehrzahl jedenfalls dem Leben abgelauscht ist. Im einzelnen könnte die Aneinanderreihung der Thatfachen etwas künstlerischer sein; die Verfasserin erzählt etwas gar zu gern, wie es ihr eben einfällt, und begründet oft eine Thatfache, statt sie episch vorzubereiten. Der Stil ist nicht immer glatt und leicht. Die kleinen Ausstellungen kommen aber für unser Gesamturtheil über den Roman nicht in Betracht, und dieses Urtheil geht dahin, daß wir in der Erzählung eine tüchtige, beachtenswerthe Leistung begrüßen dürfen.

Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Von Joseph Spillmann S. J. Erste Hälfte: Die mohammedanischen und die russischen Länder (West- und Nordasien). Nebst einer großen kolorierten Karte von Asien. Zweite, vermehrte Auflage. 4°. (XII u. 430 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis M. 8; geb. M. 9.20.

Mit aufrichtiger Freude bringen wir die zweite Auflage dieses prächtigen Werkes eines unserer besten Jugendschriftsteller zur Anzeige. Daß die starke erste

Auflage in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffen war, beweist, daß das „Buch mit vielen Bildern“ bereits seinen Weg in die Hände zahlreicher junger Leser gefunden hat. Wir wüßten aber auch nur wenige Jugendschriften, die wir so unbedingt allen besser gestellten katholischen Eltern und Erziehern empfehlen könnten. Hier ist keine leichte Ware, die bloß eine augenblickliche Befriedigung der kindlichen Neugier oder eine krankhafte Erhizung der jugendlichen Phantasie bezweckt. P. Spillmann will seinen jungen Freunden nicht bloß Ergözung bieten, sondern auf deren Geist und Herz erziehlich einwirken. Das farbenprächtige Länder- und Völkerbild und die mit großem Geschick eingewobenen Schilderungen aus der Cultur-, Kirchen- und Missionsgeschichte bilden einen gediegenen Lehrstoff, der den Gesichtskreis des jugendlichen Lesers erweitert, seine Schulkenntnisse in leichter, angenehmer Weise ergänzt und durch die religiöse Wärme, die das Ganze durchdringt, die edelsten Regungen und Gefühle weckt. Die klare Schreibweise ist dem Verständniß der Jugend meisterlich angepaßt. Die neue Auflage bringt zunächst eine ansehnliche Bereicherung des schönen Bilder Schmuckes. Die Zahl der Illustrationen ist auf 337 gewachsen, darunter 60 zum Theil prächtige Vollbilder. Die Erweiterung des Textes kommt namentlich den heiligen Stätten Palästinas und den kirchengeschichtlich so bedeutungsvollen Ländern von Kleinasien, Syrien, Armenien, Mesopotamien und Persien zu gute.

1. **Aus Wildfangs Kinderjahren.** Erzählung für junge Mädchen von Angelika Harten.
2. **Draußen in der Welt.** Eine Mädchengeschichte von Angelika Harten.
3. **Die Tochter des Marquis.** Erzählung für junge Mädchen von Everilda von Püh.

Mit je 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband je M. 2.50.

Den illustrierten Erzählungen für Knaben läßt der Bachemsche Verlag nun auch solche für Mädchen folgen. Die Reihe derselben eröffnen obige drei Nummern, die, um es gleich hier kurz zu sagen, sowohl was Ausstattung als was Inhalt anbelangt, sich kühn mit dem messen können, was von akatholischer Seite in dieser Art auf den Markt gebracht wird, so daß also auch sie wieder, von so manchem andern, ebenfalls aus katholischem Verlag Stammenden abgesehen, den katholischen Eltern jeden Vorwand nehmen, ihren Kindern Akatholisches in die Hand zu geben. Wir sind nämlich der ganz entschiedenen Meinung, daß Jugendschriften nicht bloß religiös, sondern auch confessionell sein sollen. Sie brauchen und dürfen nicht frömmelnd und controverfistich, aber sie sollen für katholische Kinder ausgesprochen katholisch sein. Jugendschriften gehören zu den Erziehungsmitteln und dürfen so des religiösen Elementes, und zwar in confessioneller Fassung, nicht enttrathen. Es mag ja hie und da ein Buch ohne religiösen Grundton mit unterlaufen, das Fehlen desselben soll aber weder Absicht noch Vorzug sein. Angelika Harten, die Verfasserin der beiden ersten Erzählungen, ist ein Neuling, führt sich aber hier gleich auf das allerbeste ein. Man braucht bloß das erste Auftreten der kleinen Heldin des ersten Bändchens zu lesen, um sofort zu der Ueberzeugung zu kommen, daß die Verfasserin Kinder kennt und Kinder liebt, daß sie mit den Augen einer Mutter beobachtet und aus dem Herzen einer Mutter redet. Das ist alles aus dem Leben für das Leben geschrieben, anschaulich, munter, interessant und doch mit ernstem Untergrund. Die Lehren werden lächelnd ertheilt und gehen doch zu Herzen, sind

kindlich gehalten, ohne kindisch zu werden, gemüthvoll, ohne je ins Sentimentale überzugehen.

Die erste Geschichte erzählt uns, wie ein Kind hauptsächlich im Hinblick auf die bevorstehende erste heilige Communion manchen Fehler ablegt und dadurch die edeln Seiten seines Charakters immer mehr zur Geltung bringt. Die Verfasserin hat aber Sorge getragen, diese Wandlung des Kindes recht lebendig und kurzweilig einzukleiden und durch Einführung mehrerer Spielgenossinnen und Erwachsener, sowie deren Beziehungen verschiedenster Art zu einander das Interesse zu wecken und zu steigern. In die Erzählung sind in geschickter Weise drei „Geschichten“ eingeflochten, die ihrerseits wieder den letzten Zweck des Ganzen fördern. Kurz: diese Erzählung ist ganz danach angethan, ein Liebling der Kindertwelt zu werden, und auch mancher Erwachsene wird sie mit Freuden und nicht ohne Rührung lesen.

Ernster in Anlage und Ton tritt die zweite Nummer auf; sie wendet sich an mehr Erwachsene, denen sie in anziehender Weise ein Bild des Lebens und des sie erwartenden Berufes vorführt. Ihr Inhalt ist kurz dahin zusammengefaßt, daß sie uns zeigt, wie ein edles Mädchen durch einen hochherzigen Entschluß ihren Eltern zu Hilfe kommt und durch opferwillige Liebe und treues Festhalten an ihren Grundsätzen nicht bloß dem lieben Gott eine Seele, sondern sich selbst auch das wahre Glück erringt. Dem reifern Verständniß der Leserinnen ist die Erfindung und Durchführung der Fabel sowohl als auch die Ideenwelt der Lebensfragen angepaßt, ohne indes über den Horizont des Mädchens hinauszugehen oder aus der Rolle einer Mädchenerzählung zu fallen. Trotz allem Ernst fehlt übrigens das heitere Element keineswegs. Wir halten „Draußen in der Welt“ nicht bloß für ein interessantes, sondern auch für ein nützlichcs Buch. Besonders hat uns gefallen, daß die Verfasserin gelegentlich aus ihren katholischen Grundsätzen kein Hehl macht und die Heldin ihre Entschließungen nach den Lehren ihres Glaubens fassen und ihre Stärke dort suchen läßt, wo sie einzig zu finden ist. Dabei aber ist von dem, was in pietistischen Jugenderzählungen oft so unangenehm sich geltend macht, keine Spur zu finden; das „Fest“ und „Fromm“ ist immer frischfröhlich und frei. Der Sprache hat die Verfasserin in beiden Bändchen eine lobenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet, so daß sie auch nach dieser Seite vor vielen sogen. Jugendschriften den Vorzug verdienen.

Die dritte diesjährige Nummer stammt aus der Feder der beliebten Verfasserin der Tiroler Dorfgeschichten. „Die Tochter des Marquis“ erzählt uns eine Episode aus den Schreckenstagen der französischen Revolution, in welcher die Tochter eines Adligen eine hervorragende Rolle spielt. Wenn der Stoff auch nicht gerade neu ist, so hat die Verfasserin ihn doch wieder recht anziehend einzukleiden verstanden, so daß die jungen Leserinnen die Schicksale der Herrschaft von Beaumanoir mit Spannung verfolgen werden. Die eine oder andere Unwahrscheinlichkeit läuft wohl mit unter, — allein auf so etwas achtet ein unbefangenes Gemüth nicht, besonders wenn es dafür so gut entschädigt wird, wie es hier geschieht. Der Stil dieser Erzählung ist einfach und angemessen, wenn auch weniger charakteristisch. Das französische Citat S. 1 bedarf wohl ebenso wie ein ähnliches in „Draußen in der Welt“ (S. 49) einer Correctur. Andere Fehler verbessert schon der Leser.

Die Bilder der drei Bändchen sind recht gut; am besten gefallen diejenigen von „Aus Wildfangs Kinderjahren“ und „Die Tochter des Marquis“. Wir wünschen dem Unternehmen weite Verbreitung und guten Fortgang.

Die Pyramide von Gizeh. Erzählung aus der ältesten Geschichte Aegyptens.
Von Rob. Münchgesang.

Der ägyptische Königssohn. Erzählung aus dem alten Nillande. Von Rob.
Münchgesang.

Mit je 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband je M. 3.

Diese zwei Bände bilden die Fortsetzung der im vorigen Jahre begonnenen Bachem'schen illustrierten Jugendbibliothek für Knaben. Von Germaniens, Galliens und Alt-Romas Boden führt uns der Verfasser diesmal nach Alt-Aegypten und macht uns — soweit dies der Jugend zuträglich — mit dessen Cultur bekannt. Er thut dies mit viel größerer Vorsicht, als es z. B. in der Erzählung „Der Weg zur Wahrheit“ der Fall war, und so dürfte jedes Bedenken nach dieser Richtung schwinden. Trotzdem halten wir solche „Culturbilder“ nicht für die geeignetsten Stoffe zu Jugendschriften. Das Bild, welches der junge Leser empfängt, ist zu ideal, und es wird ihm schwer werden, den Segen des Christenthums als etwas so ganz besonders Wichtiges und Nothwendiges für das Menschengeschlecht anzusehen. Es werden ihm vom Heidenthum nur einige Seiten vorgeführt, die seine jugendliche Phantasie nur zu leicht bestechen, so daß er nicht begreift, wie die Schrift die Abgötterei einen Greuel nennt. Dies im allgemeinen über das Stoffgebiet. Was im besondern die Ausführung Münchgesangs anbelangt, so können wir dieselbe nur als gelungen betrachten und bestens empfehlen. Besonders gefallen wird den jungen Lesern „der ägyptische Königssohn“ mit seinem jugendlichen Heroismus. In beiden Büchern spielt ein treuer Diener eine wichtige Rolle, und wir möchten nicht verfehlen, gerade auf diese Figuren die Aufmerksamkeit zu lenken. Besonders der Hator der zweiten Erzählung ist eine ganz vortrefflich gelungene Schöpfung. — Die Bilder scheinen uns gegen die vorjährigen an Plastik gewonnen zu haben.

Eine rote und eine weiße Rose. Von A. Huonder S. J. Mit 4 Bildern.
12°. (VIII u. 100 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis 80 Pf.; geb. M. 1.

Die koreanischen Brüder. Ein Zug aus der koreanischen Missionsgeschichte.
Von J. Spillmann S. J. Mit 4 Bildern. 12°. (VI u. 102 S.)
Freiburg, Herder, 1896. Preis 80 Pf.; geb. M. 1.

Unter dem Titel der „roten Rose“ wird die wunderbare Befeuerung des kleinen Judenknaben Abdu' Masich in ergreifend schöner Weise erzählt. Der alterthümelnbe Chronistenstil, die orientalische Ausdrucksweise Abdu'ls und seiner Mutter und die Eigenart des guten Kapuzinerpaters Battista kommen überaus gelungen zum Ausdruck. Man wird die Erzählung nicht ohne tiefe Rührung lesen. — Lieblich muthet in der „weißen Rose“ die Sehnsucht eines kleinen Mädchens aus dem Stamme der Tifiles nach der heiligen Taufe an. Ihr Kampf und ihr Sieg und der Tod in der Taufanschuld legen uns nahe, wie gütig und wunderbar Gott für das Wohl der unsterblichen Seelen besorgt ist.

In den „koreanischen Brüdern“ wird das Leben und der Martertod von zwei adeligen Jünglingen erzählt, die im September 1791 in Korea enthauptet wurden. Die Erzählung ist spannend, in einfacher, aber schöner Sprache geschrieben.

Wer auch immer in die Lage kommt, für die heranwachsende Jugend eine entsprechende Lectüre ausfindig zu machen, wird den beiden hochwürdigen Verfassern für diese reizenden Büchelchen den herzlichsten Dank wissen. Eltern und Erziehern sind, wie die vorausgehenden zehn Bändchen der Sammlung „Aus fernen Landen“, so auch diese beiden ohne jede Einschränkung nur auf das angelegentlichste zu empfehlen. Fünf dieser Bändchen sind jetzt wiederum in neuer Auflage erschienen

Von der Pike auf. Erzählung aus der Zeit des russischen Feldzuges und der Freiheitskriege. Von E. von Büß. Mit 4 Kunstdruckbildern. Köln, Bachem, 1896. Preis in Prachtband M. 3.

So betitelt sich der dritte diesjährige Band der ebengenannten Jugendbibliothek für Knaben. Wir gestehen aufrichtig, daß diese Erzählung uns weit mehr geeignet erscheint, Herz und Sinn der jungen Lesewelt zu entflammen, als alle Antiquitäten. Die Kunst der Erzählerin kommt freilich hier nicht so zur Geltung wie bei Münch-Geßang; ihr Stoff ist eben ein außerordentlich fesselnder, und sie hat es verstanden, das großartige geschichtliche Trauerspiel, das bei Waterloo endete, in anschaulichen, oft packenden Scenen uns vorzuführen. Neben der stark und gesund pulsirenden patriotischen Ader, die doch niemals chauvinistisch wird, hätte die religiöse auch etwas wärmer schlagen können. Vielleicht wäre der zweite Satz der Einleitung besser anders gefaßt worden. Nicht Habsburg allein trug die Schuld am Verfall des Kaiserthums.

Ein verzogenes Kind. Von Zenaïde Fleuriot. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. 2. Auflage. Mit 48 Illustrationen. 12°. (188 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis M. 1.80; geb. M. 2.

Fleuriots frische, aber echt französische Erzählungsweise ist bekannt; auch eine freie Uebersetzung — und die vorliegende ist sehr gut — kann das hübsche Büchlein nicht zu einem deutschen machen, womit wir aber keineswegs sagen wollen, daß es nicht auch in Deutschland Anklang finde. Daß es sich einen weiten Leserkreis bereits eroberte, beweist die zweite Auflage. In der That wird man, obschon das Buch zunächst für Kinder geschrieben ist, mit Interesse der Charakterentwicklung des Titelhelden, eines zehnjährigen Knaben, folgen, der von einer unvernünftigen Tante gründlich verhätschelt und zu einem leichtsinnigen, ungehorsamen, genußsüchtigen, ja bössartigen Knaben verzogen wird, schließlich aber doch durch Liebe und vernünftige Strenge wieder auf bessere Wege kommt. Die zahlreichen Illustrationen sind durchweg recht hübsch.

Die Herberge zum Schußengel. Von Gräfin Ségur, geb. Kostopchine. Aus dem Französischen übersetzt von Elise von Pongrácz. 2. Auflage. Mit 67 Illustrationen. 12°. (279 S.) Freiburg, Herder, 1896. Preis M. 1.80; geb. M. 2.

Auch diese echt französische Erzählung von dem tapfern Zuaven Moutier, der die beiden Waisenkneben Jakob und Paul in die Herberge zum Schußengel bringt, und von dem russischen General, der die Bewohner dieser Herberge, ja den Pfarrer und das ganze Dorf mit feinen Reichthümern glücklich macht, hat sich in der vorliegenden Uebersetzung auf deutschem Boden eingebürgert, trotz einiger gar zu rühreliger Scenen, die mit Nutzen etwas nüchterner sein könnten. Die überaus komische Figur des dicken, gutmüthigen, aber jähzornigen alten Generals ist dafür um so

besser gezeichnet, und die Doppelheirat, mit welcher die Erzählung endet, bringt einen recht fröhlichen Schluß. Die Liebesgeschichte tritt dabei so wenig in den Vordergrund, daß auch jüngern Lesern das hübsche Büchlein ohne Gefahr in die Hand gegeben werden kann. Die Uebersetzung ist gut, die Ausstattung vortrefflich, wenn uns auch nicht alle Bilder gelungen scheinen.

Miscellen.

Gefälschte Luther-Reliquien. Ein bekannter Luther-Verehrer und Luther-Forscher, Dr. G. Buchwald in Leipzig, betrachtet es als „eine Pietätspflicht gegenüber dem großen Reformator“, eine in jüngster Zeit abermals und zwar im großen Maßstabe betriebene Fälschung von Lutherhandschriften vor der Öffentlichkeit aufzudecken. Unter dem Titel „Ein unerhörter Schwindel mit Luther-autographen“ schreibt er im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ (XIII, 510): „Es wird höchste Zeit, auf einen unerhört raffinierten und frechen, in umfangreichster Weise betriebenen Handel mit gefälschten Lutherautographen aufmerksam zu machen und dringend vor Ankauf dieser Fälschungen zu warnen, deren nachweislich bereits gegen 70 Stück in den Handel gekommen sind und die, wo sie einzeln angeboten werden, . . . schwer als gefälscht zu erkennen sind.“

Nach zuverlässigen Aufzeichnungen waren in den letzten 25 Jahren auf Autographen-Auctionen, welche den Hauptmarkt dieses Handels bilden, sowohl deutschen als ausländischen, im ganzen 20 Lutherautographen, von denen sechs bloße Fragmente, zum Angebot gekommen. Denn solch kostbarer und vielbegehrter Reliquien gibt es nicht mehr viele neu zu entdecken, und wo sie sich finden, wechseln sie nicht leicht den Besitz. Da tauchen mit einem Male innerhalb des letzten halben Jahres auf dem Autographenmarkte nicht weniger als 79 oder mehr alte lateinische Drucke auf, welche Dedicatiouen von Luthers Hand mit frommen Sprüchen oder gar eigenhändiger Beifügung eines seiner Kirchenlieder an ihrer Spitze tragen. Schon haben die Bibliotheken von Berlin und Wien, von Leipzig und Halle, von München und Mailand mit solchen Kleinodien sich begierig bereichert, und noch bietet ein Antiquariat in Mailand unter dem 15. September 1896 „eine kostbare Sammlung von 40 Bänden mit eigenhändigen Widmungen Martin Luthers“ zum Kauf. Mit einer bescheidenern Sammlung von nur 17 Bänden war eine deutsche Firma vorangegangen.

Die Bibliothek dieser Lutherschen Dedicationseremplare entbehrt nicht des Interesses. Da findet sich ein fünfbandiger Chrysostomus, von Luther 1533 seinem Freunde Martin Bucer verehrt, ein gleichfalls fünfbandiger Hieronymus, Herrn Johann Lampe zu Wittenberg nagelneu geschenkt, ein anderer Hieronymus in fünf Bänden (1516—1525 erschienen) für Herrn August Scholl zu Witten-

berg, vier Bände Bonaventura für Herrn Ludvig Ditterich zu Halle und abermals zwei Bände Bonaventura für einen andern Freund, Otto Meydinger, in derselben Stadt. Auch mit papistischen Werken muß der Reformator noch gut versehen gewesen sein. Mit den Sentenzen des Lombarden beschenkte er einen Bekannten in Torgau, und sogar den Duns Scotus hat er übrig für „seinen lieben Freund Joseph Ernst“, gleichfalls in Torgau. Wohl noch interessanter ist eine Schenkung, durch welche der Papst von Wittenberg 1544 einen Freund in Eisleben mit den 1543 ganz neu erschienenen Decretalen Papst Innocenz' III. beglückt.

Während sonst von den Luther zugeschriebenen Kirchenliedern kein einziges in Originalhandschrift vorhanden ist, finden sich solche in den Dedicationen dieser Bücher im Ueberfluß. Zwei dieser Lieder sind, in solche Bücher eingeschrieben, als Luthersches „Autographou“ an nicht weniger als je drei große Bibliotheken, ein anderes an je zwei noch kürzlich verkauft worden, der 23. Psalm sogar an sechs Bibliotheken: Berlin, Leipzig, Halle, München, Wien, Mailand. Auch die gleichen Sprüche finden sich wiederholt in je zwei, drei und selbst neun der verschiedenen Dedicationen.

Eine Vergleichung von 64 unter diesen 79 Exemplaren, die Dr. Buchwald vorgenommen, ergibt manche auffallende Umstände. Vor allem finden sich unter denselben nur lateinische Werke (deutsche Bücher aus jener Zeit sind jetzt bedeutend seltener und kostspieliger); die „guten Freunde“, denen diese Exemplare verehrt wurden, sind mit wenigen Ausnahmen den gelehrten Luther-Forschern völlig unbekannt, und ihre Namen lauten zum Theil etwas verdächtig, z. B. Ernst Malyno, Jakob Dolly, Hans Josty oder Familiennamen wie Mendle, Guttsher ohne Vornamen. Noch auffallender, der Namenszug Luthers ist in den sämtlichen 64 Bänden, deren Verschickung sich auf den Zeitraum von 1522 bis 1544 vertheilt, schablonenhaft derselbe. Unter den dedicirten Büchern findet sich ein Valerius Maximus, den Anton Ulrich von Wittenberg am 12. November 1531 von Luther zum Geschenk erhält; genau ein Jahr später, am 12. November 1532, widmet Luther abermals demselben guten Freunde eine Büchergabe — es ist abermals derselbe Valerius Maximus.

Es ist bekannt, daß Luther zuweilen auf Bitten seiner Freunde oder Verehrer denselben einen Bibelspruch oder sonst ein Wort eigenhändig in eines ihrer Bücher schrieb; allein Schenkungen von Büchern waren nicht gerade seine Leidenschaft. Nun hätte er nach den Ergebnissen der mit nur 64 von den 79 Bänden angestellten Untersuchung in den Jahren 1530 und 1533 nicht weniger als je elf, in den Jahren 1528 und 1539 je sechs, ein anderes Jahr fünf, vier und in drei verschiedenen Jahren je drei für jene Zeit kostspielige Bücher angesetzt. Buchwald bemerkt dazu: „Wäre Käthe Luther des Zeuge gewesen, wie ihr Mann auch noch jahraus, jahrein eine Reihe werthvoller Bücher ‚verehrte‘, d. h. verschenkte, so hätte sie einen weitem Grund gehabt, über seine Freigebigkeit zu klagen.“

Ueber die Provenienz nun dieser interessanten Sammlung hat eine deutsche Firma bei Ausgebot dieser Lutherautographen bereits Mittheilung gemacht. In der betreffenden Offerte heißt es:

„Die Begründung der Sammlung geht zurück auf einen gewissen Justus Ryrieleis, der Anno 1632 den ersten Band mit Luthers Autograph von Gustav Adolf, König von Schweden, als Geschenk für treu geleistete Dienste erhielt. Seit dieser Zeit haben dessen Nachkommen ununterbrochen Luther-Handschriften gesammelt und noch Christian Ryrieleis hat in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts mehrere Stücke unter großen pecuniären Opfern dazu gekauft.“

Das „Centralblatt“ macht dazu die Glosse: „Ueber die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieser Geschichte braucht hier kein Urtheil gefällt zu werden. Ist sie wahr, dann ist nur die opferwillige Familie Ryrieleis zu bedauern, daß sie nicht nur vom König von Schweden ein gefälschtes Autographon erhielt, sondern auch ‚unter großen pecuniären Opfern‘ lauter gefälschte Autographen erwarb. Wunderbar ist aber dann, daß sich allmählich durch zwei Jahrhunderte hindurch in einer Familie Fälschungen, von ein und derselben Hand hergestellt, wieder zusammenfanden. Uebrigens wäre es auch eigenthümlich, daß die ‚Sammler‘ ganz ausschließlich Bücherinschriften und nicht auch einmal einen Brief [von Luthers Hand] entdeckt und erworben haben sollten.“

„Wo sollten diese Bände so plötzlich herkommen? Hat die Familie Ryrieleis bis zur Mitte dieses Jahrhunderts gesammelt, so waren sie vorher in andern Händen. Wie merkwürdig, daß auch nicht von einem derselben das geringste vorher bekannt geworden ist! Aber das mußte mit gesagt werden, daß bis in diese Zeit die Sammelwuth der Familie thätig war — trägt doch mancher Band auch den Namen eines andern Besitzers, der ihn vielleicht vor nicht zu langer Zeit in die Auction gab, — freilich als noch kein Lutherautographon darin stand! Der gute A. Döring, der 1835 einen Nulus Gellius erwarb, ließ sich wohl nicht träumen, daß nach ihm auch Luther sich in diesem Bande verewigen würde. Uebrigens müßte man [hier] über eine neue Seite des Fleißes Luthers staunen! Bisher konnte man annehmen, daß er mit Widmungen von Büchern oder mit eigenhändigen Einträgen in fremde Bücher doch ziemlich sparsam gewesen ist.“

Eines besondern Hinweises werth ist bei dieser ganzen Schwindelgeschichte wohl auch der Umstand, daß unter den Bibliotheken, die mit diesen Ankäufen am meisten „hereingefallen“ sind, gerade solche an der Spitze stehen, denen es nach ihrer Geschichte wie ihrer geographischen Lage am wenigsten zustehen konnte, gerade in Lutherautographen sich eine Specialität anzulegen.

Die Wahrheit über den Islam und das Ottomanische Reich. So betitelt sich ein Vortrag, den Numan Kiamil Bey auf dem letzten Orientalisten-Congress (Genf, 1894) gehalten hat. Die Ausführungen dieses Türken sind so merkwürdig, daß sich das Comité für die Veröffentlichung der Congressacten gedrungen fühlte, darauf aufmerksam zu machen, „daß jeder Autor die ganze und volle Verantwortlichkeit für den Inhalt seiner Arbeit trägt“. Der Vortrag hebt folgendermaßen an:

„Das Ottomanische Reich ist die Wiege des Menschengeschlechtes. Adam und Eva trafen, nach ihrem Fall, der erstere von Ceylon her, die zweite von

Djedda aus, in Arafat zusammen; da gründeten sie den ersten, der Anbetung des höchsten Wesens bestimmten Tempel, die Kaaba (Viereck). Die Arche Noes landete auf dem Djudi, einem Zweige des Ararats. Abraham wurde bei Orsa ins Feuer geworfen; man sieht die Spuren der Asche noch heute.

„Die erste Civilisation wurde an den Ufern des Nils, des Euphrats und des Tigris gepflanzt. Der ungeheure Kanal Seil al Arim, dessen Ueberschwemmung die Zerstreung der arabischen Stämme verursachte und der ersten Civilisation Arabiens ein Ende machte, befand sich in Yemen. Moses empfing die Geseztafeln auf Sinai, Jesus predigte seine Moral in Palästina, Mohammed wurde in Mekka geboren. Alle Propheten haben in Palästina oder Arabien gewohnt. Alle Gesezgeber und Philosophen sind entweder nach Kleinasien oder nach Aegypten gekommen. Zoroaster predigte den Dualismus am Perischnen Meerbusen. Die sieben Wunder der Welt, die großen Entdeckungen des Ackerbaues, der Industrie, der Mechanik, der Astronomie, der Magnetnadel, der Buchstabenschrift, der Architektur, der Medicin, der Naturwissenschaft, des Pergaments, der Schifffahrt sind in den verschiedenen Theilen des (Ottomanischen) Reiches zu stauende gekommen. Die Pyramiden, die hangenden Gärten, die Tram-zat-el-Imad erhoben sich theils in Aegypten, theils in Mesopotamien, theils in Arabien. Alle Reiche der Himyariten, Kahtaniten, Aegypter, Babylonier, Chaldäer, Assyrier, Meder, Perfer, das Reich Alexanders, die Reiche der Aethiopier, Juden, Amalekiter, Phönicier, Palmyrier, Gassaniden, Ptolemäer, Seleuciden, Parther, Römer und Sassaniden, die Republiken der Mittelmeerküste, Karthago, Mareb, Saba u. s. w. blühten je für sich in einem Winkel dieses ungeheuern Reiches. Es war ebenfalls der Schauplatz der Eifersucht aller erobernden Monarchien der Welt, und jedes Erobererreich suchte nach seinem Triumph die Spuren der vorangehenden Civilisation auszureuten, um die seinige anzupflanzen: so erklärt es sich, daß die Städte Troja, Palmyra, Theben, Memphis, Ninive, Babylon n. s. w., welche die Hauptstädte der Welt waren, sich in Trümmer verwandelten. Ein Ding fehlte der antiken Civilisation, das war das ‚Völkerrecht‘.“

Man ist eher versucht, sich diese pathetische Einleitung etwa auf einem orientalischen Markt, vom Kamel herab, gesprochen zu denken, als im Schoße eines europäischen Orientalistencongresses. Interessanter ist jedenfalls die nächste Stelle der Rede, weil wir hier ein gedrängtes Bild erhalten, wie ein Muselman unserer Tage seinen Islam auffaßt:

„Im Jahre 622 predigte Mohammed seine Sendung.

„Ich bin nur gesandt,‘ sagte er, ‚um die Sitten und Charaktere der Menschen zu vervollkommenen.‘

„Der Islam beruht, wie die göttlichen Geseze Moses' und Jesu, auf fünf Grundlagen des Glaubens und auf fünf Grundlagen der praktischen Uebung. Die fünf Grundlagen des Glaubens sind:

„1: Der Glaube an einen einzigen Gott, als an das höchste Wesen, undefinirbar, unvergleichlich, immateriell, unendlich, der nie gezeugt hat, noch gezeugt worden, ohnegleichen, ohne Rivalen, ohne Raum, ohne Zeit u. s. w.

„2: Au die Engel, immaterielle Geschöpfe, durchsichtig, ohne Leib.

„3: An die heiligen Bücher, göttliche Gesetze, den Propheten gegeben, damit die Menschen ihre Angelegenheiten mit Weisheit und Gerechtigkeit regeln.

„4: An die Propheten; die berühmtesten unter ihnen sind Adam, Noe, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed; ihre Zahl kennt Gott allein; es sind weise Männer, frei von Fehlern. Sie sind nur gesandt, um die göttlichen Gesetze mitzutheilen und so Harmonie in die menschliche Gesellschaft zu bringen.

„5: An das letzte Gericht zu Lohn oder Strafe.

„Die fünf Grundlagen der praktischen Uebung sind:

„1: Das Fasten, d. h. der Verzicht auf weltliche Vergnügen während des Tages einen ganzen Monat lang jährlich, um den Werth der Güter, die wir besitzen, kennen und schätzen zu lernen, um Mitleid mit den Armen zu haben, die derselben beraubt sind, und um menschlicher gegen sie zu sein. Die Kranken, die Reisenden und die leidenden Frauen sind nicht zum Fasten verpflichtet, im Gegentheil ist es ihnen verboten, unter diesen Bedingungen zu fasten.

„2: Das Gebet, fünfmal im Tag, um vor dem höchsten Richter Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben und um sich der Menschheit gegenüber gut aufzuführen. Um beten zu können, muß man rein an Leib und Gewandung sein; leidende Frauen können nicht beten.

„3: Die Wallfahrt (nur verbindlich für reiche und kräftige Leute, die allein Kosten und Mühen der Reise tragen können) ist nur die Vereinigung von Mitgliedern verschiedener Nationen des Erdkreises an einem Platz, um sich zu sehen, kennen und lieben zu lernen.

„4: Das Almosen, d. h. einmal jedes Jahr den Armen 2½% von den Gütern geben, die man besitzt. Die Kosten, welche für die jährlichen Ausgaben nöthig, sind davon ausgenommen.

„5: Sagen, daß es keinen Gott gibt als den einzigen Gott und daß Mohammed sein Diener und Prophet ist. Das sind die fünf allen Muselmanen gemeinsamen Pflichten.

„Mit diesen weisen Grundsätzen ausgestattet, trat der Islam mitten in die civilisirte Welt, die damals zwischen die Reiche der Römer und der Perser vertheilt war. Erbeu der Entdeckungen, sowie der materiellen und geistigen Errungenschaften der Alten Welt, besaßen diese beiden Reiche die reichsten Länder, die gelehrtesten Männer, die unbesieglichsten Heere und die vollkommensten Waffen der Welt.“

Wie ist es nun ein paar tausend Arabern gelungen, sich die ganze Welt zu unterwerfen? In Bezug auf diesen Punkt weicht Kiamil Bey von aller bisher bekannten Geschichte ab und erklärt stolz, es sei nur „durch religiöse Duldung und Gerechtigkeit“ geschehen.

„Es war die Freiheit des Gewissens, die Gleichheit aller vor der Gerechtigkeit und die Brüderlichkeit unter den Muselmanen aller Nationen. Vor dem Islam waren diese zur Vervollkommnung und zur wahren Civilisation so nothwendigen Gesetze unbekannt. Es war der Prophet Mohammed, der zu Hodeidah den ersten internationalen Tractat unterzeichnete.“

In allem Ernst sucht Kiamil Bey nun darzutun, daß sich die Weltmacht der Araber und später das Ottomanische Reich nur auf dieser friedlichen und

liebenswürdigen Grundlage erhoben, daß es nie andere Kriege als berechtigte Vertheidigungskriege geführt habe. Die fatalen Trümmerhaufen zertretener Civilisationen, mit denen der ganze Orient überhäuft ist, erklärt er folgendermaßen:

„Die europäischen Touristen und Forscher, die in den Orient kommen, sind gewohnt, in den prunkvollen Hotels an den Boulevards, am Ring oder Unter den Linden zu wohnen und suchen vergeblich in den Städten des Orients die berühmten Gemälde des Louvre und des Vatican. Als künstlerische Schönheiten finden sie bei jedem Schritt nur die majestätischen Ruinen, welche einst vor zwei oder drei Jahrtausenden die Haupt- oder Residenzstädte der mächtigsten Monarchen der Erde waren. Da diese Reisenden unglücklicherweise nicht genügend in den Gesetzen des Korans bewandert sind, so glauben sie, diese Ruinen, die sich unter der Ottomanischen Herrschaft befinden, wären das Werk mohammedanischer Inquisitionen und Bartholomäusnächte.

„Wie Volney, Chateaubriand, Renan und Gladstone, klagen sie den Halbmond des Islams an. Sie bedenken nicht, daß diese Trümmer das Werk von intoleranten Nationen und Religionen sind, welche dem Islam vorausgingen; daß der Islam nicht nur die Duldung der monotheistischen Religionen (des Christenthums und Judenthums) verkündigt, sondern sogar die Verbreitung des Islams verboten hat; daß der Islam über so viele, verschiedene, civilisirte Völker und Nationen nur dadurch gesiegt und während 14 Jahrhunderte seine Herrschaft behauptet hat, weil er liberal und tolerant war. . . .

„Man wird mich fragen, warum es in Europa nicht so viel Ruinen gibt, wie im Orient. Ich antworte: Wenn der Islam unduldsam und zerstörungssüchtig gewesen wäre, warum hat er denn während der sechs Jahrhunderte, da er in Europa herrschte, Toledo, Cartagena und Xeres nicht zerstört? Man zeige uns eine einzige Stadt, durch den Koran zerstört, ein einziges Blutbad, durch den Koran befohlen und ausgeführt! Es gibt keine. Da steckt der Irrthum der Volney und Renan.

„Unter diesem Gesichtspunkt lade ich diesen ehrenwerthen internationalen Congreß der Orientalisten und alle Gelehrten, die den Orient besuchen, ein, unparteiisch über die Grundsätze und Werke des Islams zu urtheilen und nur nach ihren eigenen Eindrücken zu entscheiden.“

Manches Congreßmitglied mag wohl in Genf zu dieser Einladung gelächelt haben; nach all den blutigen Ereignissen in Armenien, Syrien, Kleinasien und Konstantinopel dürfte die Rede auf einen Heiterkeitserfolg kaum mehr zu rechnen haben.

Wichtige Entdeckungen in Jerusalem. Jerusalem, die heilige Stadt, für die jedes christliche Herz von den frühesten Tagen der Kindheit an mit Liebe und Begeisterung erfüllt ist, hat in den letzten Jahren in ganz besonderer Weise die Blicke der ganzen Welt auf sich gezogen wegen der ausgedehnten Ausgrabungen, welche auf dem Boden der alten Stadt im Auftrage der englischen Palästina-Gesellschaft (Palestine Exploration Fund) angestellt wurden. Nicht ohne Grund hoffte man von den großen und langwierigen Arbeiten, die unter der umsichtigen

Leitung des Amerikaners Dr. Bliß ausgeführt wurden, die schönsten Erfolge. Man erwartete namentlich endgiltigen Aufschluß über so manche Fragen, welche für unsere Kenntniß des alten Jerusalems und für das richtige Verständniß vieler Schriftstellen von großer Bedeutung sind. Insbesondere hoffte man eine befriedigende Lösung der wichtigsten von diesen Fragen, über die man schon lange herumstreitet, nämlich über die Lage des biblischen Sionsberges mit der alten Zebusiterfeste und den ersten Anfängen der Stadt Davids. Die einen suchen diesen berühmten Berg Sion auf dem größern, westlichen Hügel, welcher thatsächlich heute und schon seit den ersten christlichen Jahrhunderten den Namen „Sion“ trägt, und auf welchem die von den alten Pilgern oft erwähnte „heilige Sionskirche“ mit dem Abendmahlsaale liegt. Die andern glauben aber den biblischen Berg Sion von dem traditionellen Sion unterscheiden und ihn auf den östlichen, kleinern Hügel verlegen zu müssen, der sich südlich an den Tempelberg anschließt und gewöhnlich mit dem Namen „Ophel“ bezeichnet wird.

Der Erfolg der Ausgrabungen hat denn auch den gehegten Erwartungen entsprochen. Zweck der Arbeiten war zunächst, die alten Mauern der heiligen Stadt auf der südlichen und südöstlichen Seite wiederzufinden. Denn hier, gegen das Hinnomthal, den Siloeteich und einen Theil des Gedronthales hin, lassen die heutigen Mauern einen großen Bezirk außerhalb des Bereiches der Stadt, der früher von den Mauern umschlossen war. Bald nach Beginn der Arbeiten fand man tief in der Erde, unter Schutt und Trümmern, welche die Jahrhunderte darüber aufgehäuft hatten, die Reste der alten heiligen Mauern wieder. Im Verlauf der Ausgrabungen konnte man den Lauf derselben fast in ihrer ganzen Länge von der Ecke des heutigen Sionshügels bis zum Teiche Siloe verfolgen. In dieser alten Mauer, welche wenigstens auf die Zeiten der Wiederaufbauung der Stadt unter Nehemias zurückgeht, fand man auch zwei alte Stadttore wieder mit einem Theil der zu ihnen führenden Straßen. Das Buch Nehemias erwähnt in dieser Gegend drei Thore: das Thalthor, das Mistthor und das Quellthor (2 Esdr. 3, 13—15). Höchst wahrscheinlich entsprechen die gefundenen Thore den beiden letztern, von welchen das Mistthor sich ganz in der Nähe der alten Sionskirche befindet, während das Quellthor mitten im Thale am Siloeteiche neben dem untern Ausfluß der Marienquelle seinen Platz hat. Es macht auf den Besucher einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn er hier unter der Erde die schönbehanenen Quadern in langen Reihen noch an ihrer alten Stelle liegen sieht; sein Fuß schreitet über die von längstvergeffenen Geschlechtern abgenutzte Schwelle, neben welcher rechts und links noch die mächtigen Steinpfosten der Thore stehen.

Nach Erwähnung des Quellthores spricht Nehemias (2 Esdr. 3, 15) von der „Herstellung der Mauer am Teiche Siloe, beim Königsgarten, bis an die Stufen, die von der Davidsstadt herabführen“. Schon oft hatte man diese Stelle zum Beweise dafür angeführt, daß die Davidsstadt und mit ihr der biblische Berg Sion auf dem Ophelhügel zu suchen sei; denn die Stufen zur Stadt Davids mußten vom Teiche Siloe naturgemäß über den Abhang des gleich neben dem Teiche sich erhebenden Ophelrückens hinaufführen. Die neuesten Entdeckungen bei den

Ausgrabungen haben nun in ganz überraschender Weise diese Beweisführung bestätigt. Nach Wiederaufnahme der Arbeiten in diesem Herbst fand nämlich der verdiente Dr. Bliß gleich neben dem Teiche Siloe eine prachtvolle Treppenanlage mit schön geglätteten Steinstufen; die Breite der Stufen beträgt 7,62 m. Die Anlage beginnt am Fuße des westlichen Hügels, durchkreuzt das große Tyropöon-Thal und führt dann zur Höhe des östlichen Ophelhügels hinauf. An die Treppe schließt sich oben eine alte Straße, die gleichfalls in Stufen, wie die heutigen Straßen Jerusalems, allmählich ansteigend von Süden nach Norden am westlichen Rande des Ophelhügels sich hinzieht und zu dem alten Doppelthor des Tempels Salomons führt. Man hat bis jetzt die Anlage in einer Länge von 150 m verfolgt.

Die große Bedeutung dieser neuesten Entdeckung springt sofort in die Augen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese in den harten Stein gehauene Stufenstraße auf die Zeit vor Nehemias zurückgeht. Ebensowenig kann es zweifelhaft sein, daß diese Treppe genau an dem Platze sich befindet, wo nach Nehemias Stufen von der Davidsstadt herabführen mußten. Es liegt somit der Schluß nahe, daß man eben diese von Nehemias erwähnten Stufen wiedergefunden hat. Daraus würde dann von selbst die weitere Folgerung sich ergeben, daß die alte Davidsstadt und der biblische Berg Sion sich auf dem Ophel und nicht auf dem traditionellen Sionshügel befunden haben. Wir sehen nur eine Möglichkeit, dieser Folgerung einigermassen zu entgehen, nämlich die Annahme, daß auch auf der andern Seite des Thales in der Nähe des Siloteiches eine ähnliche Stufenstraße auf den westlichen, traditionellen Sionshügel hinaufführte. Für diese Annahme fehlt aber einstweilen jeder thatfächliche Beweis.

Die Frage über die Lage des biblischen Berges Sion läßt aber die Echtheit des Abendmahlsaales auf dem traditionellen Sion vollständig unberührt. Diesem altherwürdigen Heiligthume bleibt auch in Zukunft die gleiche Ehre, die es seit den ersten Anfängen des Christenthums genossen hat, als die Stätte, an welcher der Heiland das Sacrament seiner Liebe einsetzte und das Trostvermächtniß seines Herzens in der Abschiedsrede uns hinterließ, an welcher er auch nach der Auferstehung so reichen Trost spendete und nach seiner Himmelfahrt den göttlichen Tröster, den Heiligen Geist, seiner Kirche gesandt hat. Vom hl. Hieronymus angefangen, erhebt die ganze Reihe der Pilger und Zeugen der Ueberlieferung laut ihre Stimme für die Echtheit dieses Heiligthums, des Cönaculum, der ersten christlichen Kirche.

Urtheile der Presse über die „Stimmen aus Maria-Laach“.

„Mit dem Ende Mai dieses Jahres ausgegebenen fünften Hefte haben die ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ ihren fünfzigsten Band abgeschlossen. Man darf also gewissermaßen von einem silbernen Jubiläum dieser Zeitschrift reden; denn 25 Jahre ehrenvollen Kampfes für die heilige Sache der Kirche und für die gesunde Wissenschaft hat sie hinter sich. Was sie im Juli 1871, d. h. zu dem Zeitpunkt, wo ihre Umwandlung aus einer Reihe einzelner in sich abgeschlossener Broschüren in eine periodische Zeitschrift stattfand, in ihrem Programm zu leisten versprach, das hat sie getreu gehalten. Sie hat ‚die katholischen Grundsätze auf der ganzen Linie, auf welcher sie von den Gegnern befehdet sind, im kirchlichen, staatlichen und socialen Leben, sowie auf dem wissenschaftlichen Gebiete‘ vertheidigt und sich dadurch das Vertrauen der gebildeten katholischen Kreise und die Achtung vieler Nicht-Katholiken weit über Deutschlands Grenzen hinaus dauernd erworben. — Noch besonderer Hervorhebung werth ist der Dienst, den die Redaction der Zeitschrift sowohl der religiös- wie der profan-wissenschaftlichen Literatur geleistet hat durch die Herausgabe der sogenannten Ergänzungshefte. Nicht weniger als 64 solcher Hefte behandeln in eingehender Weise, als es im Rahmen eines in die periodische Zeitschrift selbst passenden Aufsatzes geschehen könnte, gewisse Probleme, denen eine in unserer Zeit weittragendere Bedeutung beizulegen ist.

Wir können der verdienten Zeitschrift zu ihrem Silberjubiläum keine bessere Gratulation widmen als den Wunsch, daß sie bis zu ihrem goldenen Jubiläum und noch lange darüber hinaus fortfahren möge, als eine der ersten Vorkämpferinnen für unsere heiligsten Interessen in der Presse zu stehen; dann werden, so wünschen und hoffen wir, der bisher sichlich sie begleitende Segen von oben und das Vertrauen der Katholiken und die Achtung der Gegner ihr nicht fehlen.“

(Niederrhein. Volkszeitung. Grefeld 1896. Nr. 529.)

„Für den gebildeten Mann, der seine Zeit verstehen will, ist es unumgänglich nothwendig, eine Zeitschrift zu halten, welche die Culminationspunkte der Zeitbewegungen herausgreift, das Geistesleben der Mitwelt an seinen Wendepunkten erfährt und festhält, die Errungenschaften des Forschungsgeistes, soweit sie auf die Zukunft umgestaltend einwirken, würdigt und dem Leser in populärer Form mit Beiseitelassen des wissenschaftlichen Apparates alle diese Momente übermittelt. Die ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ sehen dieses als ihren eigensten Beruf an: sie vermitteln dem gebildeten Mann, um es kurz zu sagen, in der vollkommensten Weise die Früchte eines umfassenden, gediegenen und gründlichen Studiums unserer Zeit. Der Wendepunkt des 25. Jahres ihres Bestehens ist so recht geeignet, diesen eigentlichen Kernpunkt des Berufes dieser Zeitschrift wieder in Erinnerung zu bringen. Die Wiege derselben steht in einer Zeit, wo der Schlachtruf hieß: *Le Christianisme, c'est l'ennemi!* Später rief man: *Le Clericalisme, c'est l'ennemi!* Folgerichtig mußten sich damals die ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ vorzüglich mit der kirchlichen Frage befassen, mit Concil, römischer Frage, Culturkampf, allerdings ohne die andern Gebiete auszuschließen. Heute, nachdem die Erbtöchter des Liberalismus schneller, als man es erwarten konnte, die Consequenzen aus den liberalen Prämissen gezogen und sie auf das wirtschaftliche, sociale Leben angewandt hat, mußte sich auch das Unternehmen unserer Zeitschrift diesem Zeitbedürfniß anbequemen, und sie hat es gethan. Die volkswirtschaftlichen Abhandlungen nehmen einen großen Raum ein und bilden seit den letzten Jahren den Glanzpunkt des ganzen Unternehmens.

In der socialpolitischen Literatur wird von Freund und Feind mit größter Anerkennung von den ‚Stimmen aus Maria-Laach‘ gesprochen. Daneben werden die kirchenpolitischen Fragen, die ja noch lange nicht eingeschlafen sind, durchaus nicht vernachlässigt. . . .“

(Luxemburger Wort. 1896. Nr. 275.)

„Die großen Verdienste der ‚Stimmen‘ um den Aufschwung und die Vertiefung des katholischen Lebens in Deutschland brauchen nicht von neuem hervorgehoben zu werden. Die unter so vielen Schmähungen und falschen Anklagen aus dem Vaterlande vertriebenen Jesuiten haben mit ihren ‚Stimmen‘ glühende Kohlen auf das Haupt ihrer Gegner gesammelt; denn ganz Deutschland hat den großen Nutzen von der kraftvollen Bekämpfung der liberalen und socialistischen Irrthümer, der die Jesuiten mit so viel Erfolg sich gewidmet haben.“

(Rätin. Volkszeitung.)

Katholische Zeitschriften für 1897.

In der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Charitas. Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutsch-land. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben vom Charitas-Comité zu Freiburg im Breisgau. Verantwortl. Redacteur: Dr. L. Wertmann. — Erscheint, 16 Seiten stark, je am 1. des Monats. — Abonnementspreis jährlich M. 3.

„Es wäre schade gewesen, wenn die ‚Charitas‘ nicht ins Leben getreten wäre! Denn es wird in derselben des Gebrechen und Anregenden so vieles geboten, daß keiner sie ohne Augen lesen wird, daß vielmehr viele, die aus persönlicher Neigung oder vermöge ihrer Lebensstellung auf dem weiten Gebiete der Charitas thätig sind, sie bald fast unentbehrlich finden dürften. Und verfolgte die Zeitschrift auch nur den einen Zweck, zur Einigung der charitativen Bestrebungen im katholischen Lager beizutragen, so wäre schon dadurch allein, unserm Erachten, ihre Existenzberechtigung hinlänglich gewährleistet; denn Einigkeit macht stark, daß gilt auch für die frieblichen Kämpfe auf dem Felde der christlichen Charitas. . . . Wer unsere Zeit und den fast unberechenbaren Einfluß, den die Presse heutzutage erlangt hat, recht versteht, der wird gewiß keinen Augenblick daran zweifeln, daß es ein überaus glücklicher Gedanke war, der christlichen Charitas ein besonderes Organ zu schaffen, das einerseits Zeugnis ablegt für das beständige Fortblühen der werththätigen Nächstenliebe in der katholischen Kirche, andererseits diese Thätigkeit noch mehr zu fördern sucht. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Herausgeber in den Einführungsworten schreiben, daß sie bei der Gründung der Zeitschrift sich ‚in Uebereinstimmung‘ gewußt hätten ‚mit den verschiedenen Autoritäten Deutschlands auf socialen und charitativem Gebiete, welche wiederholt neben besserer Organisation für katholische Wohlthätigkeit ein besonderes Fachorgan dringend gefordert haben‘. Es ist ebenwienig zu verwundern, daß keiner der hochw. Herren Bischöfe, denen das Programm der Zeitschrift unterbreitet wurde, das Unternehmen mißbilligt, daß aber bereits (vor Erscheinen der ersten Nummer) die meisten, theils schriftlich, theils mündlich ihre große Freude über die Herausgabe der ‚Charitas‘ ausgesprochen und ihre Zustimmung zu dem entworfenen Programm kundgegeben haben.“

(Pastoralblatt. Köln 1896. Nr. 10.)

Die katholischen Missionen. Illustrierte Monatschrift im Anschluß an die Eponeer Wochenschrift

des Vereins der Glaubensverbreitung. — „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen. Preis pro Jahrgang M. 4. (In Oesterreich-Ungarn nach dem Cours.)

„Bei dieser Gelegenheit sei der ‚Katholischen Missionen‘ gedacht, einer Zeitschrift für jung und alt, für Personen aller Stände gleich empfehlenswerth. Diese illustrierte Zeitschrift ist unbedingt eine der gelegentlich, welche wir besitzen. Sie bietet, abgesehen von dem fesselnden erzählenden Theil, der alle Gebiete der katholischen Missionen umfaßt, den Culturhistorikern, den Ethnologen und Geographen eine schier unererschöpfliche Quelle der Belehrung und Unterhaltung.“

(Germania. Berlin 1893. Nr. 282.)

37 hochw. Kirchenfürsten haben diese Zeitschrift auf's wärmste empfohlen.

Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. G. Hoberg, Professor an der Universität Freiburg i. Br. — Monatlich eine Nummer, zwei Quartbogen stark. — Preis des Jahrgangs M. 9.

Die „Literarische Rundschau“ bezweckt, einen möglichst vollständigen Uebersicht über die bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart zu geben; für die Würdigung derselben ist die katholische Weltanschauung maßgebend. Dementsprechend kommt zunächst die katholische Literatur zur Geltung, dann aber auch die alatholische zu irenischen oder polemischen Zwecken. Wenn auch die Theologie einen gewissen Vorrang behauptet, so ist doch die „Literarische Rundschau“ nicht etwa ein theologisches Literaturblatt. Sie berücksichtigt namentlich auch Philologie, Pädagogik, Sprachwissenschaft (besonders orientalische Philologie und deutsche Literatur), Socialwissenschaft, Geschichte, Kunst, Poesie und Belletristik.

Sämmtliche Artikel und Mittheilungen werden von Fachmännern verfaßt, ausschließlich zum Zweck der Veröffentlichung in der „Literarischen Rundschau“.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. — Preis pro Band M. 5.40; pro Jahrgang M. 10.80.

== Urtheile der Presse s. auf der vorhergehenden Seite. ==

Probepnummern dieser Zeitschriften sind durch alle Buchhandlungen, sowie von der Verlagshandlung direct, gratis zu beziehen.